RegionaliaOpen – Open-Access-Publikationsserver für den Südwesten

Redensarten aus dem Bereich von Handwerk und Gewerbe

Lutz Röhrich, Gertraud Meinel

Empfohlene Zitierung:

Röhrich, Lutz; Meinel, Gertraud: Redensarten aus dem Bereich von Handwerk und Gewerbe, in: Alemannisches Jahrbuch 1971/1972, S. 163–198, https://doi.org/10.57962/regionalia-19179.

Nutzungsbedingungen **CC BY-NC 4.0**

Dieser Text wird unter den folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt:
Creative Commons - CC BY-NC - Namensnennung - Nicht kommerziell 4.0 International
Nähere Auskünfte finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de

Redensarten aus dem Bereich von Handwerk und Gewerbe

Von Lutz Röhrich und Gertraud Meinel

Otto Basler zum 80. Geburtstag in Dankbarkeit gewidmet

Die wichtige Rolle, die das Handwerk vom Mittelalter bis zur Zeit der Industrialisierung in der wirtschaftlichen Entwicklung gespielt hat, spiegelt sich auch in der Sprache. In den alten Städten waren 60 bis 70 Prozent Handwerker ansässig, die das wirtschaftliche und kulturelle Leben beeinflußten und sogar weitgehend bestimmten. Ihre fachsprachlichen Ausdrücke und Wendungen wurden zum Teil sprachliches Allgemeingut. Da sie in der Umgangssprache über lange Zeiträume hinweg tradiert und bis heute lebendig geblieben sind, lassen sie Rückschlüsse auf das kulturelle Leben früherer Jahrhunderte zu und zeugen von der Wichtigkeit des Handwerks für die Öffentlichkeit und seiner allgemeinen Wertschätzung.

Die Zusammenschlüsse der Handwerksmeister in den ‚Zünften' und der Gesellen in den ‚Bruderschaften' sind früh bezeugt und waren maßgebend für die Wirtschaftsstruktur im städtischen Bereich. Sie regelten die Zahl der zugelassenen Meister, die Ansiedlung neuer Erwerbszweige, übernahmen die Prüfung des Könnens, der Geschicklichkeit und Ehrsamkeit ihrer Mitglieder und achteten streng auf die Wahrung der Handwerksehre, um die Kundschaft zufriedenzustellen und allen ein sicheres Auskommen zu garantieren.

Die „ehrsamen" Zünfte und „löblichen" Gesellenbruderschaften entwickelten feste Bräuche für ihre Mitglieder und regelten Ausbildung und Aufnahme in ihren Kreis, der auch eine Notgemeinschaft bildete und beispielsweise kranke Gesellen unterstützte. Am städtischen Geschehen und öffentlichen Aufgaben nahmen sie regen Anteil und rechneten sich ihre Mitwirkung bei festlichen Anlässen zur Ehre an. Ihr Einfluß auf die Öffentlichkeit wird durch viele bildkräftige Ausdrücke in unserer Sprache deutlich. Da oft beim fast gedankenlosen Gebrauch der Wendungen aus den Fachsprachen nicht mehr bewußt wird, aus welchen ursprünglichen Zusammenhängen die sprachlichen Bilder stammen, lohnt es sich, einmal eine Zusammenstellung der Redensarten aus dem hand-

werklichen Bereich zu versuchen, um zu zeigen, wie sie unsere Sprache bereichert haben.

Große soziale Unterschiede bestanden zwischen Meistern, Gesellen und Lehrjungen, daher lassen sich einzelne Redensarten diesen Gruppen zuordnen, wobei nicht gesagt werden soll, daß sie ausschließlich innerhalb dieser Stände entstanden sind.

Der Stolz auf die eigene Leistung und das Lob des Handwerks wird in Wendungen deutlich, die den Meister betreffen, z. B. *‚ein Meister seines Faches sein'*, *‚eine Sache meistern'*, *‚sein Meisterstück vollbracht haben'*, *‚sich seines Handwerks (seiner Kunst) rühmen'*, auch: *‚sich seines Handwerks nicht schämen müssen'*. Bei der Wendung *‚das Zeug zu etwas haben':* die Fähigkeiten besitzen, günstige Voraussetzungen haben, denkt man nicht mehr daran, daß mit dem ‚Zeug' ursprünglich das notwendige Werkzeug gemeint war, das der Meister zur Berufsausübung benötigte. Heute sind damit im übertragenen Sinne die Anerkennung und Bewunderung geistiger Voraussetzung gemeint. Die Wendung *‚etwas ist zünftig'*, heute nur noch auf die verschiedensten Lebensbereiche übertragen gebraucht, mein eigentlich: es entspricht den Regeln der Zunft, dem Können des zunftmäßigen Meisters, den Anforderungen guter handwerklicher Arbeit. Von einem besonders geschickten Handwerker heißt es bewundernd: *‚Seine Hände machen, was die Augen sehen'*.

Das Wort ‚Zunft' wurde später von ‚Innung' abgelöst, daher die Wendung *‚die (ganze) Innung blamieren':* als einzelner durch liederliche Arbeit oder ungehöriges Verhalten die Kollegen bloßstellen. Die Innung, der Zusammenschluß von Angehörigen eines bestimmten Handwerks, überwachte wie die Zunft ihre Mitglieder im eigenen Interesse, um der Achtung ihres Standes willen; in übertragener Bedeutung bezeichnet man mit Innung im 20. Jahrhundert auch jede kleinere Arbeits- und Berufsgemeinschaft.

Mit besonderem Eifer und unerbittlicher Strenge wurden die ‚unzünftigen' Handwerker verfolgt, die verächtlich als ‚Pfuscher' und ‚Stümper' bezeichnet wurden, in Norddeutschland auch als ‚Böhnhasen'. Ihnen wurde Arbeitsverbot erteilt, daher die Redensart: *‚einem das Handwerk legen'*. Zahlreiche Wendungen beziehen sich auf den Pfuscher, z. B.: *‚bei etwas pfuschen'*, *‚Pfuscharbeit leisten'*, *‚als Pfuscher gelten'*, *‚Das ist doch Pfusch!'*. Der Ausdruck ‚Pfuscher' galt zur Zeit des strengen Zunftwesens als Schimpfwort und Bezeichnung desjenigen, der nicht der Zunft angehörte und daher heimlich und ohne Erlaubnis der ansässigen Handwerksmeister für sich und andere kleinere Arbeiten verrichtete. Der zunftmäßige Meister legte besonderen Wert darauf, sich deutlich von ihm zu distanzieren und seine Rechte zu wahren. Das Ergebnis der heimlich und deshalb in Hast und Eile hergestellten Waren des Pfuschers entsprach viel-

fach nicht den strengen Anforderungen der Zunft, der bearbeitete Gegenstand erschien den kritischen Prüfern als verdorben, also ‚verpfuscht'. Den raschen Arbeitsvorgang, aus dem nichts Solides hervorgehen kann, veranschaulicht treffend die sprichwörtliche Feststellung: *‚Pfuscher sind Huscher'*.

Zu den Pfuschern zählten Gesellen, die ohne Erlaubnis ihres Meisters etwas dazuverdienen wollten, aber selbst zünftige Meister, wenn sie in einem Bezirk tätig waren, in dem ihre Zunft nicht zuständig war, oder etwas anfertigten, was einer anderen Berufsgruppe zukam, z. B. wenn der Schmied unerlaubte Schlosserarbeiten durchführte. Dieser Übergriff in andere Erwerbszweige, die zum Teil äußerst differenziert waren, wurde nicht geduldet, vor allem wegen der materiellen Interessen der Zunftmitglieder. Die negative Einstellung zum Pfuscher spiegelt auch das Sprichwort: *‚Jedes Handwerk hat mehr Pfuscher als Meister'* oder die mundartliche Feststellung aus Luzern: *‚Der Pfuscher hed Brod und der Meister hed Noth'*.

Das Verb ‚pfuschen' ist in der Bedeutung: liederlich, ohne nötige Sorgfalt arbeiten zuerst 1572 für Breslau bezeugt. Es gilt als Bildung zu der Interjektion ‚pfu(t)sch', die lautmalend das Aufzischen von Raketen oder das Reißen von Zeug bei schlechter Arbeit nachahmt. Mit dem ostmitteldeutschen Anlaut ‚f' ist der Ausdruck in das Westmitteldeutsche gewandert und am Rhein, in Lothringen und Luxemburg als ‚fuschen' nebst ‚puschen' bezeugt.

Am deutlichsten ist der ursprüngliche Zusammenhang mit der Handwerkersprache in der Redensart: *‚jemandem ins Handwerk pfuschen'*: mit ungeschickter (ungelernter) und oberflächlicher Arbeit in ein bestimmtes Fachgebiet eindringen, sich die gleichen Rechte wie ein zünftiger Handwerker anmaßen, ein zwar verachteter, doch gefährlicher Konkurrent sein, der durch billigere Arbeit Kunden abwirbt und den Gewinn anderer schmälert. Die Wendung ist heute in übertragener Bedeutung allgemein verbreitet im Sinne von: stümperhaft eingreifen, sich unbefugt einmischen, auf einem Gebiete etwas zu leisten suchen, das man nicht völlig beherrscht. In dieser allgemeineren Bedeutung ist die Redensart auch häufig in der Literatur zu finden, z. B. bei Lessing, Wieland und Goethe. Auch beim versuchten Eingreifen in die Natur, die Schöpfung, ist vom Pfuschen die Rede, z. B. heißt es, daß jemand *‚Gott (der Natur) hineinpfuschen'* wolle.

Die Wendung *‚ein (elender) Stümper sein'*: ungeübt, ungeschickt, ein Nichtskönner sein, stammt ebenfalls aus der Handwerkersprache. Der Stümper (frühneuhochdeutsch ‚stümpler') war ein Handwerker, der nicht zünftig gelernt hatte, der mit angeblich stumpfen, unzulänglichen Werkzeugen herumpfuschte, dessen Arbeit so unvollkommen wie ein Baumstumpf blieb, dem das Wichtigste, die Krone fehlte. In alten Zunftordnungen wird den „Stümpern, Störern

und Pfuschern" mit Geldstrafen, Beschlagnahme der Arbeiten und des Werkzeugs gedroht. Die verächtliche Bezeichnung ist auch in anderen Lebensbereichen üblich geworden, wenn sich jemand an etwas versucht, das er nicht recht versteht und beherrscht. Vor allem in Malerei und Dichtung wurde zwischen echten Meistern und Stümpern unterschieden, was literarisch mehrfach bezeugt ist. Vgl. auch das Sprichwort *‚Der Stümper macht die meisten Späne'*. Das Substantiv bedeutete im Mitteldeutschen vom 14. bis zum 17. Jh. auch Schwächling, Verstümmelter (als Ableitung zu ‚Stump'), später allgemein einen Menschen in mißlicher Lage, der sich schlecht zu helfen wußte. Daher auch die mitleidige Bezeichnung ‚armer Stümper'. Mehrere humorvolle Bezeichnungen für die Stümper hat die norddeutsche Handwerkersprache bewahrt: der ‚Dachhase' ist der unzünftige Zimmermann und der ‚Sülfmeister' ein Geselle, der sich selbst zum Meister erhoben hat. Zahlreiche Ausdrücke gelten dem unzünftigen Schneider: ‚Winkelschneider', ‚Schneiderfretter', ‚Störer', ‚Hosenkoch' und ‚Ferkenstecher'; der bekannteste ist ‚Böhnhase'. Die Redensart *‚Böhnhasen jagen'*: Pfuschern nachstellen, ist 1755 in Hamburg erstmalig bezeugt. ‚Böhnhase' war zunächst eine scherzhafte Benennung der Katze, ähnlich wie ‚Balkhase' oder ‚Dachhase', zu ‚Böhn' = Boden, Bühne, mittelniederdeutsch ‚bonehase' und ist dann auf den unzünftigen Schneider übertragen worden, der heimlich auf dem Dachboden sein unerlaubtes Gewerbe trieb.

Verdienten Meister und Gesellen in der Stadt zu wenig, bemühten sie sich um auswärtige Arbeit, was von den Zünften ebenfalls nicht besonders gern gesehen wurde. Die Wendungen *‚auf der Stör arbeiten'* und *‚auf (den) Stör gehen'* bezeichnen etwas geringschätzig die Art des Broterwerbs, in einem fremden Hause auf dem Lande für Kost und Tagelohn zu arbeiten und sein Handwerkszeug dazu mitzunehmen. ‚Störarbeiter' waren demnach sozial schwächere Meister und Gesellen, die die Aufträge ihrer Kunden nicht in der Werkstatt ausführten, sondern im Lande umherzogen und überall nachfragten, ob es für sie etwas herzustellen oder zu reparieren gab. In einigen Berufen wurde viel auf die Stör gegangen, vor allem Schneider, Schuster, Sattler, aber auch Böttcher und Weber nahmen auswärtige Arbeit an. Die Etymologie von ‚Stör' ist schwierig. Das Substantiv gehört vermutlich zu den mundartlichen Verbformen ‚stôren' (bair.) = im Lande herumfahren (vagari), vgl. auch ‚störzen' (= nicht an einer Stelle bleiben) und ‚sturen' oder ‚stüren' (niederdeutsch) = von zu Hause fortschicken. Die konkrete Bedeutung von Stör ist ein Strauß, den man zu bestehen hat, die Mühsal. Schmeller verweist dazu im ‚Bayrischen Wörterbuch' auf ‚storie', ‚storje' = Kriegsschar, Gedränge, Gefecht. Die ursprüngliche Bedeutung der Redensart wäre demnach: in den Streit hinausziehen. Sie ist

später verblaßt zu: hinausziehen, so daß die Wendung heute den Gegensatz von daheim bleiben umschreibt.

Von dem Geschickten, den man überall gut brauchen kann, sagt man, daß er *‚alle Handwerke verstehe'* oder: *‚Er versteht sein Handwerk (gut)':* er ist ein anerkannter Fachmann. Andererseits bestehen Bedenken, wenn einer alles machen möchte, da ihm dann zwangsläufig die Erfahrung und Meisterschaft fehlen muß: *‚Zehn Handwerke, das elfte der Bettelstab'*. Schon Murner warnte in seiner ‚Schelmenzunft' (53): „Wer vil handtwerk kan, der wird zuletzt ein armer man." Redensartlich heißt es bis heute: *‚Viele Handwerke und keins gründlich'*. Die Wendung *‚sich ein Gewerbe (zu* oder *aus etwas) machen':* einer Beschäftigung nachgehen, einen Gang vornehmen, ist erst seit dem 17. Jh. belegt. Sie bedeutet heute oft geradezu: etwas zum Vorwand nehmen, früher sagte man dafür auch: *‚ein blind Gewerbe machen'*. Der ursprüngliche Sinn von ‚Gewerbe' ist Tätigkeit, bei der man sich umherbewegt, eine Bildung zum Verb ‚werben' = drehen, hin und her gehen. Bereits im ‚Venusgärtlein' wird die Redensart in übertragener Bedeutung verwendet, denn ein Mädchen, das sich vergeblich um einen Mann bemüht, klagt darin:

> Ich fahr auch offt spatzieren,
> Steh am Fenster vor der Thüren,
> Auch mir ein Gewerbe mach,
> Hilfft doch alles nicht der Sach.

Ähnliche Bedeutung hat auch die Redensart *‚ein Handwerk aus etwas machen'*.

Fast alle Redensarten, die sich auf die Gesellen beziehen, haben etwas mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen während ihrer Wanderzeit zu tun. Die Wendung *‚sein Bündel schnüren (packen, nehmen)'* bedeutet den Beginn der Wanderschaft, den Vorsatz weiterzuziehen, steht aber auch verhüllend für: sich auf den Tod vorbereiten. Mit ‚Bündel' ist dabei ursprünglich das Paket mit den Habseligkeiten der Gesellen, besonders der Zimmerleute, gemeint. Daher auch: *‚Bündel kriegen':* ausgescholten, weggeschickt werden. Auf einen alten Handwerksbrauch bezieht sich auch die Redensart: *‚einem Bündel und Gruß versagen':* ihm den ordentlichen Abschied verweigern. War ein Geselle in Schulden geraten oder hatte er sich irgendwie vergangen, so wurden ihm bis zur Klärung der Schuldfrage der Abschiedsgruß und sein Bündel verweigert. Auf die oft mühevolle Wanderschaft und die soziale Notlage der jahrelang umherziehenden Gesellen weist auch die Wendung: *‚sein Bündel zu tragen haben'*, heute in der erweiterten Bedeutung auf jeden übertragen, der Sorgen, Nöte und eigene Probleme besitzt.

Auf die finanziellen Schwierigkeiten während der Wanderschaft bezieht sich auch die Redensart *‚fechten gehen‘:* betteln gehen. Im ausgehenden Mittelalter hatten sich die Handwerker vielerorts zu Fechtgesellschaften zusammengeschlossen, um sich im Gebrauch der Waffen zu üben. Viele Handwerksburschen zogen im Lande umher, zeigten ihre Kunst im Fechten und erwarben damit ihren Lebensunterhalt. Da sie auf Gaben der Zuschauer hofften, nahm der Ausdruck ‚fechten‘ die Bedeutung von ‚betteln‘ an, und die wandernden Handwerksgesellen wurden deshalb auch ‚Fechtbrüder‘ genannt. Diese Erklärung des Ausdrucks wird bestätigt durch ein Zeugnis aus dem Jahre 1663 (bei J. Praetorius im ‚Mägdetröster‘, S. 99): „Würde für betteln das Wort garten, fechten, umb Reuterzehrung ansprechen nicht aufgebracht sein, es würden so viel liederliche Gesellen, als sonderlich lose Handwerksbursche nicht faulenzen oder ostiatim (‚von Tür zu Tür‘) gehen.“ Ebenso wie die Handwerker zogen auch entlassene Söldner, die nicht sofort wieder angeworben wurden, von Dorf zu Dorf und zeigten für Speise und Trank ihre Fechtkünste. In der Schweiz sagt man noch heute von einem walzenden Gesellen: *‚Die halbi Zit ficht er und die andri duet er bettle.‘* Von einem, der besonders gut zu fechten versteht, heißt es im Rheinland: *‚Der fech dem Düvel en Ben af.‘* Das Fechten der Handwerksburschen wurde zu Beginn des vorigen Jahrhunderts behördlich untersagt; vgl. eine mecklenburgische Verordnung aus dem Jahre 1801: „auch soll ferner das Fechten der Handwerksbursche solchergestalt hiemit abgestellet sein . . .“. Im Elsaß fragt man heute noch scherzhaft: *‚Hest gfochten?‘*, wenn jemand viel Kleingeld besitzt, indem man dabei unterstellt, daß er es durch Betteln erworben habe.

Die Wendung *‚auf der Walz sein‘:* ständig unterwegs, auf der Wanderschaft sein, auch vagabundieren, war ursprünglich ebenfalls auf den wandernden Gesellen bezogen. Das Substantiv ‚Walze‘ geht auf ahd. ‚walzan‘ = sich drehen, fortbewegen zurück, das zur germ. Wurzel *‚walt‘ gehört (vgl. Walzer = Dreher). In L. Jessels Operette ‚Schwarzwaldmädel‘ hat ein Lied den bekannten Refrain: „Wir sind auf der Walz . . .“. Im Elsaß wird ein Müßiggänger heute noch scherzhaft angerufen: *‚Gehst uf d Walz?‘*, und der wandernde Handwerksbursche wird noch immer ‚Walzbruder‘ genannt.

Bei der Wanderschaft waren die Gesellen nur auf ihre Füße angewiesen, sie reisten *‚auf Schusters Rappen‘*, da sie noch keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen konnten. Die schwarzen Schuhe wurden scherzhaft die Rappen des Schusters genannt. Abraham a Santa Clara brauchte diese Redensart bereits literarisch in seinem ‚Judas‘ (I, 197): „Auf deß Schusters Rappen reiten.“ Gottfried Seume dichtet sinngemäß (Werke I, 212):

Darauf lief ich, wie ein Don Quischott,
Hinab, hinan die Erde,
Bald Kuhschritt und bald Hundetrott,
Auf meines Schusters Pferde.

Früher sagte man auch stattdessen: *‚auf seiner Mutter Fohlen reiten‘*, z. B. heißt es in Behaims ‚Buch der Wiener‘ (203, 29):

Wir musten all zu fußen gan,
man sach viel manchen werden man
reiten auff seiner muter voln.

Diese Wendung ist bereits in mhd. Zeit belegt. In Heinrich von Freibergs ‚Tristan‘ wird Keie, als er zu Fuß anstatt zu Pferde heimkehrt, von einem anderen Ritter verspottet:

Twar als alt als ich bin,
so gesach ich iuch, ritter wert,
geriten nîe so guot ein pfert,
als ir nu tuot in dirre zît.
ir und iuwer rössel sît
zwâr mît einander geborn
„Keie uf siner muoter vüln
ist gesezzen!“ einer sprach,
darnach aber ein ander jach:
er ritet der zwelfboten pfert.

Die letzte Zeile der Spottrede wird heute meist in lat. Form als *‚per pedes apostolorum‘*, zu Fuß wie die Apostel, gebraucht. In Köln nennt man die Füße deshalb ‚Apostelpferde‘, und die niederdeutsche Redensart *‚Spann din Apostelpeerd an!‘* meint: mach dich auf die Beine! Diese Wendung wird schon 1653 von Johann Wilhelm Lauremberg in seinen ‚Schertzgedichten‘ (4. Gedicht, V. 141) literarisch verwertet:

Ick quam in eine vörnehme Stadt
up mine Apostel Peerde gereden.

Wenn die Gesellen unterwegs bei einem Meister nach Arbeit fragten und nicht im Hause behalten werden konnten, erhielten sie ein Geschenk als Wegzehrung und mußten in der Stadt in den vorgesehenen Herbergen übernachten. Auf die notdürftige Unterkunft in einem gemeinsamen Schlafsaal weist noch die bis heute gern verwendete Redensart *‚einem etwas in die Schuhe schieben‘:* jeman-

den einer Tat bezichtigen, ihm die Schuld an etwas geben. Wenn ein fahrender Geselle unterwegs etwas gestohlen hatte und eine Durchsuchung der Herberge drohte, so schob er einfach den gestohlenen Gegenstand im gemeinsamen Nachtquartier einem anderen in die Schuhe, um den Verdacht von sich abzulenken.
Das Vorsprechen um Arbeit hatte in einer bestimmten Form zu erfolgen, man nannte dies *‚das Handwerk grüßen'*. Der neue Geselle mußte sich vorstellen und Rede und Antwort stehen, wenn er aufgenommen werden wollte. In der schönen Jahreszeit vermied er es möglichst, bei den Meistern vorzusprechen, die einen Gesellen brauchen konnten, denn dann war er verpflichtet zu bleiben. Ging es jedoch auf den Winter zu, bemühte er sich gern um eine feste Anstellung. Da Kälte und Hunger alle Gesellen zur Arbeit zwang, war die Konkurrenz groß, der Meister hatte freie Wahl und es dauerte oft lange, bis einer *‚seinen Meister gefunden'* hatte. Die Wendung wird heute nur in übertragener Bedeutung gebraucht: auf einen Überlegenen treffen, dem man sich in geistiger und körperlicher Hinsicht nicht gewachsen fühlt, der einen in die Schranken weist.
Da die Gesellen und Lehrjungen meistens im Hause ihres Meisters wohnten und verpflegt wurden, also gleichsam zur Familie gehörten, waren sie stets verfügbar und ihr Arbeitstag war entsprechend lang. Um zu ihrer Vervollkommnung eigene Arbeiten ausführen zu können und um mehr Freizeit zu gewinnen, bemühten sie sich um einen zusätzlichen freien Wochentag zum Sonntag, den ‚blauen Montag'. Unsere allgemein übliche Wendung *‚blau machen'* ist die Kurzform der Redensart *‚blauen Montag machen':* nicht arbeiten, meist in der negativ abwertenden Bedeutung: Krankheit nur vorschützen, faulenzen, sich auf Kosten anderer einen schönen Tag machen. Gottfried Keller benutzt bereits eine andere Kürzung der Redensart literarisch im ‚Martin Salander' (6. Kap.): „morgen mach' ich Blauen". Das Bestreben, die Arbeitszeit durch Einlegung eines ganz oder teilweise freien Tages zu kürzen, tritt schon früh hervor: im späten Mittelalter und zum Teil bis zur Neuzeit, hatten die Handwerksgesellen den Anspruch, am Montag, oder an bestimmten Montagen, nicht für ihren Meister arbeiten zu müssen. Das hieß *‚Montag halten'*. Der Tag wurde als ‚guter Montag', seit der Mitte des 17. Jahrhunderts als ‚blauer Montag' bezeichnet. Er sollte den Gesellen ermöglichen, sich zu erholen, ein Bad zu nehmen oder ihre Gesellenvereinigung zu halten. Dieser freie Montag wurde von den Gesellen oft als Nachfeier des Sonntags aufgefaßt und war den Meistern und der Obrigkeit ein Dorn im Auge. Schon im 14. Jahrhundert gibt es deshalb Verbote in den Handwerkssatzungen; trotzdem scheint sich das Recht der Gesellen im 15. Jh. durchgesetzt zu haben. In einer Nürnberger Ordnung von 1550 heißt es: „Ordnung und verpot welcher gestalt die guten

Montag von den hantwerksgesellen alhie gehalten werden sollen", weil es zu Ausschreitungen kam. Deshalb war auch Hans Sachs ein ausgesprochener Feind des ‚guten Montags', in dessen Gefolge nach seiner Meinung Trunkenheit, Fraß und Spiel, Zorn, Hader und Schlägerei, endlich Faulheit, Armut und Krankheit einherschreiten. Wir verdanken ihm zwei Gedichte (I, Nr. 124, S. 339; II, Nr. 262, S. 218), in denen er ein schreckliches Ungeheuer als Personifikation des ‚guten Montag' auftreten läßt:

Mir gueten montag, er da sprach,
Volgt stecz ein poeser samstag nach ...
Ich gueter montag mach doll köpff,
Lere pewtel vnd volle kröpff ...
Mach manche werckstat ler vnd öd,
Hosen vnd rock schieter vnd plöd.

Daß man gerade den Montag als Ruhetag gewählt hat, mag damit zusammenhängen, daß an den ‚Mondtagen', besonders bei Neu- und Vollmond, in alter Zeit Gerichtsversammlungen stattgefunden hatten. Vielfach dehnte man auch größere Feste, die auf den Sonntag fielen, auf den Montag aus (Ostern, Pfingsten). Auch die ‚Morgensprachen', d. h. die mit Gelagen verbundenen regelmäßigen Zusammenkünfte der Innungen, hielt man am Montag ab. Was die Meister taten, ahmten auch die Gesellen nach. Vielfach galt auch, wie schon bei den Römern, der Montag als Unglückstag, an dem man lieber keine Arbeit begann.

Es gibt verschiedene Theorien, warum der freie Montag ‚blau' genannt wurde. Das Argument, daß am freien ‚Rosenmontag' die Altarbehänge in den Kirchen blau waren, ist unbewiesen. Kluge-Götze bringt eine ganz andere Erklärung: Solange mit Waid blau gefärbt wurde, mußte die Wolle, nachdem sie 12 Stunden im Färbebad gelegen hatte, ebensolange an der Luft oxydieren. Sonntags ließ man sie 24 Stunden im Bad, worauf sie den ganzen Montag an der Luft liegen mußte. Die Gesellen konnten müßig gehen, wenn in solcher Weise ‚blau gemacht' wurde. Auch an eine Übertragung und volksetymologische Umdeutung von engl. ‚playmonday' und ‚plough-Monday' ist gedacht worden. Vermutlich ist auch der ‚blaue Montag' nicht von ‚blau sein' (betrunken) herzuleiten, ebenfalls nicht davon, daß sich die Burschen in ihrer Trunkenheit ‚verbleuten'. Wahrscheinlicher ist der Bezug auf die Kleiderordnung des Mittelalters, in der die Farben der Stoffe für jeden Stand festgelegt waren. Die für Bauern und Handwerker angemessenen Farben waren die ‚geringen Farben' grau und braun, die Feiertagsfarbe war jedoch blau. Wenn die Handwerker am Montag nicht arbeiteten und statt dessen den blauen Feiertagsrock anzogen,

konnten sie vom ‚blauen Montag' sprechen, der damit im Gegensatz zum ‚grauen Alltag' steht.
Für die Gesellen bestanden auch Heiratsverbote. Wollte ein Geselle als Meister in einer Stadt zugelassen werden, mußte er seine ‚ehrliche' Abstammung neben seiner Meisterschaft im Beruf nachweisen und eine Familie gründen. Die Meisterin spielte ja in einem Haushalt, der auch Gesellen und Lehrjungen versorgte, eine überaus wichtige Rolle. Einem tüchtigen Gesellen bot sich manchmal Einheirat im Hause seines Meisters. War kein Sohn da, um die Werkstatt nach dem Tode des Vaters weiterzuführen, konnte ein strebsamer Geselle Witwe oder Tochter heiraten. Bei großen Altersunterschieden oder Häßlichkeit der Frau hieß es zur Erklärung der merkwürdigen Hochzeit: *‚Er tut es nicht um den Vogel, er tut es um das Nest.'*
In Werkstatt und Haushalt des Meisters hatte der Lehrling eine äußerst untergeordnete Funktion, wurde sehr streng gehalten und häufig empfindlich bestraft. Er mußte erzogen werden, denn er galt als ‚ungehobelt, ungeschliffen' und mußte sich Launen und Neckereien gefallen lassen. Die Feststellung: *‚Lehrjahre sind keine Herrenjahre'* warnt den Anfänger vor Hochmut und zu hochgeschraubten Erwartungen und gilt gleichzeitig als Grundsatz von Eltern und Lehrherren, Strenge walten zu lassen. Außerdem mußte der Lehrjunge *‚Lehrgeld geben (zahlen)':* er mußte seine Erfahrungen teuer erkaufen. Heute besitzt die Wendung die erweiterte Bedeutung: durch Schaden klug werden. Den kulturgeschichtlichen Hintergrund bildet das ‚Lehrgeld', das früher im Handwerk für die Ausbildung des Lehrlings von dessen Eltern bezahlt werden mußte. Bereits im 16. Jahrhundert ist die übertragene Anwendung bezeugt, z. B. bei dem Humanisten Joh. Agricola und bei Seb. Franck. Johannes Mathesy sagt in seinem Syrachkommentar von 1554: „Lehrgeld muß jeder geben." Bei Zincgref heißt es 1644 in seinem ‚Apophthegmata': „Wenn einer irgend betrogen ward, pflegt er zu sagen: ... fromme Leut müssen täglich Lehrgeld geben." Joh. Balth. Schuppius bekennt in seinen ‚Lehrreichen Schriften' von 1684: „Ich kenne die Welt, ich habe gar zu viel Lehrgeld ausgeben, bis ich die Welt hab kennen lernen". Und Chr. M. Wieland gesteht: „Wenigstens hab ich ein hübsches Lehrgeld für dieses Stück meiner Weltkenntnis gegeben."
Dem, der es nie lernt, der sich als ungeschickt und unfähig erweist, sagt man noch immer scherzhaft: *‚Laß dir dein Lehrgeld (Schulgeld) zurückgeben!'*
Hat einer einen tüchtigen Meister gehabt und zeigen sich bei ihm die Früchte einer guten Ausbildung, heißt es: *‚Er ist durch eine gute Lehre gegangen.'*

Eine ganze Reihe von Redensarten kann den einzelnen Handwerksberufen zugeordnet werden. Sie beinhalten das Lob des eigenen Handwerks, Bewunde-

rung der Geschicklichkeit und Schnelligkeit bei den Arbeitsvorgängen, Hinweise auf die wichtigsten Werkzeuge und ihre Handhabung, auf Herstellung und Reparaturen, aber auch auf den Umgang mit den Kunden und den Verkauf der Waren. Der Spott über andere Handwerker bezieht sich auf ihre Arbeit, die verächtlich gemacht wird, auf ihre Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit, vor allem aber auf ihre angeblich schlechten Charaktereigenschaften, auf Faulheit und Unehrlichkeit. Der Verdacht des Kunden, ständig übervorteilt oder betrogen zu werden, konzentriert sich besonders auf die Bader, Müller, Schmiede und Schneider; eine Fülle von Redensarten zeugt davon. Bei der Zuordnung der Redensarten ergibt sich keine gleichmäßige Verteilung. Besonders alte und lebensnotwendige Berufe haben aus ihrer lebendigen Umwelt eine Menge von bildkräftigen Vergleichen bedingt. Das gilt ebenfalls für die ehemals ‚unehrlichen' Berufe, die man immer voller Argwohn betrachtete.
Durch die Übertragung von berufsspezifischen Ausdrücken und Wendungen auf andere Lebensbereiche sind Verallgemeinerungen und Bedeutungsveränderungen entstanden und haben unsere Sprache bereichert. Selbst veraltete oder ausgestorbene Berufe haben ihre sprachlichen Spuren hinterlassen.
Die folgende Zusammenstellung der Redensarten stellt nur eine Auswahl dar, und zwar sowohl in Hinsicht auf die wichtigsten Handwerksberufe, als auch auf die entsprechenden Wendungen, die entweder nur aufgezählt oder näher erläutert werden sollen.

1. Redensarten vom Bäcker

‚Das Bäckerexamen machen': den ganzen Tag zum Fenster hinaussehen, faulenzen; als ironischer Handwerkerspott erst seit dem 19. Jahrhundert belegt.
‚Beim Becken!' lautet in Mittel- und Oberdeutschland die spöttisch ablehnende Antwort auf eine zudringliche Frage oder Zumutung, vgl. die Wendung *‚Ja, Kuchen!'*.
‚Er hat seine Seele ins Brot gebacken' heißt es vom betrügerischen Bäcker.
‚Der Bäcker steckt drin' oder mundartlich im Elsaß: *‚Do ist der Beck durchgeschlupft'* sagt man scherzhaft, wenn das Brot im Innern viele Löcher hat.
Törichtes Beginnen, eine vergebliche Arbeit umschreibt man mit der Wendung: *‚Brot in den kalten Ofen schieben'*. Ist eine Angelegenheit in Angriff genommen worden, steht eine Sache kurz vor ihrer Vollendung, heißt es: *‚Das Brot ist schon im Ofen.'*
‚Abgehen wie warme Semmeln': gut abgehen, sehr begehrt sein. Die Redensart beruht auf der Beobachtung, daß der Bäcker frische Ware, auf die die Kunden schon gewartet haben, rasch verkauft. In übertragener Bedeutung bezieht sich die Redensart auf die Töchter eines Hauses, die sich rasch hintereinander ver-

heiraten. So sagt man z. B. in Berlin: *‚Den jehn seine Döchter ab wie bei'n Bäcker de warme Semmeln.'* Auch auf Hervorbringungen im geistigen und künstlerischen Bereich findet die Redensart Anwendung. Karl Philipp Emanuel Bach schrieb in Erinnerung an seine in Leipzig verbrachte Jugend an seinen Verleger Breitkopf: „Meine Sonaten und mein Heilig gehen ab wie warme Semmeln ..." Die Feststellung: *‚Das geht wie's Brezelbacken':* sehr rasch, drückt Bewunderung der handwerklichen Geschicklichkeit aus. Sie ist besonders in Obersachsen verbreitet. G. S. Corvinus erläutert sie 1720 in seinen ‚Reifferen Früchten der Poesie' (S. 633):

Die Bretzeln schiebet man geschwinde
In Ofen ein und wieder aus.
Der Teig wird augenblicks zur Rinde,
Mit Versen sieht es anders aus.

‚Kleine Brötchen backen': bescheiden sein, nach anfänglicher Großsprecherei plötzlich um Verzeihung bitten, kleinlaut werden.
‚Gegen den Backofen gähnen (jappen)': gegen einen Überlegenen, gegen etwas Unmögliches ankämpfen; aussichtslosen Widerstand leisten. Die nur im Niederdeutschen verbreitete Redensart vergleicht die Öffnung des Backofens mit dem Mund: so weit der Mensch auch seinen Mund aufsperrt, das Loch des Backofens ist auf jeden Fall größer. Der drastische Vergleich ist wiederholt bildlich dargestellt worden, z. B. bei Pieter Bruegel, und ist auch literarisch früh bezeugt. Bei Freidank (um 1230) steht der Spruch (126, 19):

Es dunket mich ein tumber sîn,
swer went den oven übergîn.

Schwächliche Kinder werden als ‚halbbacken', altmodische und rückständige Personen als ‚altbacken' bezeichnet, in Bayern bedeutet die Wendung *‚nicht ausgebacken'* nicht recht ausgeschlafen.

2. *Redensarten vom Bader*

‚Aus einem Bader ein Bischof werden': aus niedrigem Stande zu hoher Würde emporsteigen. Schon Luther gebraucht die Wendung: „Wir können nicht alle Bischof werden, man muß auch Bader haben." Bischof und Bader werden oft als Beispiele sozialer Gegensätzlichkeit einander gegenübergestellt, wobei die Einprägsamkeit der stabreimenden Formel zur Beliebtheit der Redensart beigetragen haben mag.
‚Bischof oder Bader werden': alles oder nichts erreichen. Luther kennt diese

Formel ebenfalls und verwendet sie in der Bedeutung des lateinischen Sprichworts ‚Aut Caesar aut nihil'.

Das Einseifen und Beschneiden des Bartes durch den Barbier wurde übertragen zum allgemeinen Bild der Menschenbehandlung, daher: *Einem den Bart gut einseifen*': ihn übervorteilen; *‚Einem den Bart abmachen (scheren, putzen)'*: ihn hart mitnehmen, ausschelten.

‚An meinem Barte soll er das Scheren nicht lernen': ich möchte nicht das Versuchskaninchen sein.

‚Jemanden einseifen': ihn mit vielen Worten zu gewinnen suchen, umschmeicheln, da der Friseur seine Kunden während der Bedienung mit Geschwätz unterhält. Heute gebraucht man die Wendung im Sinne von betrügen, prellen, auch: betrunken machen, vgl. *‚Jemanden über den Löffel barbieren'*. Wegen dieses nichtssagenden Geschwätzes wird der Barbier auch ‚Schaumschläger' genannt.

‚Alles über einen Kamm scheren': alle(s) gleichmäßig nach demselben Schema behandeln; Johannes Fischart schreibt in seiner Satire ‚Bienenkorb' (S. 248a) bereits im Jahre 1579: „welchen allen zugleich über einen Kamm geschoren würd". Die Redensart, die auch in anderen Sprachen (schwed., russ.) vorkommt, geht wohl auf die Praxis der früheren Baderstuben zurück, wo der Bader für alle Kunden denselben Kamm benutzte, und nicht davon, daß ein Schafzüchter grobe und feine Wolle über denselben Kamm schert. Aber auch ein Zusammenhang mit der Arbeit des Tuchscherers wäre denkbar.

‚Jemanden gehörig (ordentlich) schröpfen': ihn übervorteilen, ihm viel Geld abnehmen, eigentlich: ihn tüchtig bluten lassen. Die Redensart erinnert an die medizinische Praktik des ‚Aderlassens', das als Allheilmittel galt. Der Bader setzte dazu den Patienten Blutegel oder Schröpfköpfe an, die sich vollsaugten und auf diese Weise krankes und überflüssiges Blut beseitigen sollten. Dieser Bezug wird in der längeren Wendung *‚Die Leute schröpfen wie der Bader die Weiberhaut'* besonders deutlich. In der übertragenen Bedeutung von: den Leuten überflüssiges Geld abnehmen, hat sich die Redensart durch die Jahrhunderte erhalten. Eine moderne und scherzhafte Neubildung zum Katalog der Heiligen ist ‚Sankt Schröpfius', der als der Schutzheilige der Steuerbehörde gilt.

3. Redensarten vom Böttcher (Binder, Büttner, Küfer)

In Mittel- und Norddeutschland finden sich redensartliche Vergleiche wie: *‚zechen wie ein Faßbinder', ‚laufen wie ein Faßbinder', ‚arm dran sein wie der ärmste Faßbinder'*. Ein Faßbinder mußte früher tüchtig laufen, wenn er das gefertigte Faß auf der Straße zum Besteller rollte; laufen mußte auch ein unzünftiger Böttcher, der sich nur mit dem Ausbessern alter Fässer beschäftigte,

bis er seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Von diesem Vergleich sind die anderen wohl später abgezweigt, vgl. auch *‚saufen wie ein Bürstenbinder‘*.
‚Das schlägt dem Faß den Boden aus‘: das macht das Maß voll, das treibt die Sache auf die Spitze, setzt ihr die Krone auf (daher die beliebte Verballhornung: *‚Das schlägt dem Faß die Krone ins Gesicht [Genick‘,]* eigentlich eine Vermischung aus drei verschiedenen Redensarten). Gemeint ist, daß der Böttcher die Reifen so stark aufschlägt, daß dem Faß der Boden ausgeht. Schon 1523 ist aus Königsberg belegt: „Der dem vaß den bodemb wolt ausstossen.“ 1534 heißt es bei Luther in der Übersetzung von 1. Kor. 15: „denn stosse nur vollend dem Faß den Boden aus vnd sage, das kein Aufferstehung, kein Himel noch Hell, kein Teuffel noch Tod noch Sünd sey“. Auch die ‚Zimmerische Chronik‘ (I, 376) kennt die Wendung: „Noch hat der unfahl nit ain ort, sonder mußt dem kibel den boden gar uszstoßen.“
‚Das Faß zuschlagen‘: eine Sache erledigen, mit dem Nebensinn: nicht mehr davon sprechen wollen. Dabei ist ursprünglich wohl wie in der vorangegangenen Redensart an das Faß als Packgefäß gedacht.
‚Außer Rand und Band sein‘: sich nicht in Ordnung befinden, von Kindern: ausgelassen sein; eigentlich von Fässern gesagt, deren Randeinfassung und Reifen abgesprungen sind. Der Böttcher muß sie reparieren, sonst fallen sie auseinander. Die gereimte Häufung des Begriffes der Schranken, die übertreten worden sind, dient zur Verstärkung. Die Redensart ist erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts literarisch belegt.

4. Redensarten vom Bürstenbinder

‚Saufen wie ein Bürstenbinder‘: viel vertragen können. Zur Deutung dieses verbreiteten redensartlichen Vergleichs ist auszugehen von dem Verbum ‚bürsten‘, das schon frühneuhochdeutsch in übertragener Bedeutung für ‚trinken, zechen‘ verwendet wird, wobei etwa an das Ausputzen der Kehle (oder des Glases) zu denken ist. Ludwig Uhland hat dieses Wort aus der älteren Sprache übernommen und mehrfach als Reimwort verwendet, z. B. in seinem ‚Schenk von Limburg‘ und im ‚Metzelsuppenlied‘:

Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst,
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

Im gleichen Sinne wird ‚bürsten‘ noch heute in den oberdeutschen Mundarten gebraucht. Mit den studentischen Gemeinschaften des Mittelalters, den ‚Bursen‘, hat dieses Wort nichts zu tun. Durch eine Wortspielerei wird im 16. Jahrhundert einer, der das Handwerk des Bürstens gut versteht, ein Bürstenbinder ge-

nannt, wodurch dieses Gewerbe unverdienterweise in schlimmen Ruf geriet. Die Redensart taucht zuerst bei Joh. Fischart auf, der sich „mit züchten eynen unschuldigen Bürstenbinder" nennt. Im ‚Simplicissimus' Grimmelshausens findet sich: „fluchen wie ein anderer soldat und darneben saufen wie ein bürstenbinder; Abraham a Santa Clara verwendet diese Redensart sogar mehrfach, z. B. in ‚Etwas für alle' (647 f.).
Im 19. Jahrhundert wurde der Bürstenbinder zum wandernden Gewerbetreibenden, der seine Erzeugnisse im Umherziehen verkaufte. Dadurch kam dieses Gewerbe in den Geruch der Unehrlichkeit, und weitere Redensarten schlossen sich an die Bürsten- und Besenbinder an: *‚laufen wie ein Bürstenbinder':* schnell gehen, *‚fressen wie ein Bürstenbinder'*, weniger harmlos: *‚lügen wie ein Bürstenbinder'*, z. B. literarisch in Zuckmayers ‚Schinderhannes' (1. Akt): „Lügt wie zwei Bürstebinder und e Gäulsjud dazu." Weitere Redensarten wurden in Analogie zu den älteren gebildet, literarisch z. B. bei D. v. Liliencron: „Ich fluche und schelte wie ein Bürstenbinder" (‚Kriegsnovellen' 1895, S. 205), oder es heißt sogar: „Ja, du rauchst wie ein Bürstenbinder" (H. Reimann: ‚Komponist wider Willen', 1928, S. 75).

5. Redensarten vom Färber

‚Farbe halten': treu, beständig sein, ist zunächst von gefärbtem Tuch gesagt worden, das auch in der Wäsche seine künstliche Farbe behält, dann aber bald in übertragener Bedeutung, so in der ‚Zimmerischen Chronik' (II, 253): „die königin, wie wol sie erzürnt, so hielt sie doch farb, erhielt den König beim Leben". 1639 heißt es bei Lehmann S. 88 (‚Bestehen' 18): „was Farben halten soll, muß man etlich mal tuncken", und auf S. 815 (‚Unbeständigkeit' 2): „Mancher hält nicht Farb. Ist ein Wetterhan, der sich mit allem wind umdrehen läßt ..." Fr. von Logau dichtet:

Pferde kennt man an den Haaren,
Kleider künnen offenbaren,
Wie des Menschen Sinn bestellt
Und wie weit er Farbe hält.

Später verblaßt der ursprüngliche Sinn der Redensart immer mehr, z. B. bei Schiller ‚Wallensteins Tod' (IV, 2):

Vom Staube hat er manchen aufgelesen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat sich keinen Freund damit, nicht einen
Erkauft, der in der Not ihm Farbe hielt.

‚Von der nämlichen (gleichen) Farbe sein‘: derselben Ansicht sein, auch: der gleichen Konfession angehören.
Die im Elsaß bekannte Wendung *‚Die solltest in d' Farb thuen und s' Zeichen verlieren‘* beinhaltet den recht zweifelhaften Rat: Deine (häßliche) Frau solltest du in die Färberei bringen und die Erkennungsmarke verlieren, damit du sie nicht mehr auslösen kannst.
Die Redensarten *‚Farbe bekennen‘* und *‚mit der Farbe herausrücken‘:* seine Meinung offen darlegen, seine wahre Gesinnung zu erkennen geben, stammen vom Kartenspiel her.
‚In der Wolle gefärbt sein‘ meint ähnlich wie die Wendung *‚Farbe halten‘:* echt, treu, zuverlässig, unverfälscht sein. Die Wendung gilt ursprünglich von einem farbigen Stoff, der nicht erst im Tuch, sondern schon als unverarbeitete Wolle gefärbt worden ist und, da er völlig von ihr durchdrungen ist, die Farbe besser hält. Das Wortspiel wird gelegentlich sogar noch weiter geführt, z. B. bei Ina Seidel (‚Lennacker‘, 1938, S. 449): „Heut aber sind ganze Völker, ja ganz Europa in der Wolle gefärbt durch das teure Blut unseres Herrn und Heilands Jesu Christi ... da durch die Taufe viele Christen wirklich nur eben in der Wolle — nicht aber bis in die Seele hinein christlich gefärbt sind."

6. Redensarten vom Fleischer

‚Einen Fleischergang machen‘ oder, besonders häufig im Oberdeutschen: *‚Einen Metzgersgang tun (getan haben)‘:* einen vergeblichen Gang getan haben, umsonst da gewesen sein; entsprechend im Niederdeutschen: *‚eenen Slachtergang don‘*. Die Redensart ist seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bekannt und wird damit erklärt, daß die Metzger oft manchen vergeblichen Gang über Land tun mußten, um bei den Bauern Schlachtvieh einzukaufen. Von einer solchen unnützen Reise sagt man auch, wortspielend mit dem Ortsnamen Calbe (a. d. Saale, a. d. Milde usw.): *‚Das war eine Reise nach Calbe.‘* Vielleicht steht im Zusammenhang mit den oft erfolglosen Einkaufsfahrten der Fleischer auch Tellheims Äußerung in Lessings ‚Minna von Barnhelm‘ (III, 7): „Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen: heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts." Wahrscheinlicher jedoch ist die Beziehung auf die stellenlos wandernden Fleischergesellen.
Von allen Bänken des öffentlichen Lebens sind nur noch die Fleischbank, die Geldbank und die Waschbank redensartlich bewahrt worden. Die Wendung *‚einen zur Bank hauen‘* erinnert an die Fleischbank. Die Redensart meint eigentlich: jemanden in Stücke zerhauen, wie man sie auf der Fleischbank des Metzgers zum Verkauf auslegte. So heißt es bei G. A. Bürger (‚Lied der Treue‘): „Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank." Die ältere Bedeutung ist aber:

jemanden verleumden. Das geht z. B. hervor aus einer Stelle in Leonhard Thurneissers 1584 erschienener Schrift ‚Notgedrungenes Ausschreiben', wo es heißt: „Hat mich redlich über die Zunge springen lassen und zur Bank gehauen." Heute heißt ‚einen zur Bank hauen' soviel wie: ihn im Wortgefecht mundtot machen, vgl. auch *‚einen in die Pfanne hauen'*. Als bloße Drohung ist ‚in die Pfanne hauen' auch 1687 in einem Lied auf die Schlacht bei Patras von den Türken gesagt:

Also er zweimal stürmet an,
Uns in die Pfann zu hauen.

Literarisch gebraucht Thomas Mann im ‚Tristan' noch die Wendung: „. . . und ich würde Sie in die Pfanne hauen . . ., wenn das nicht verboten wäre."

7. Redensarten vom Gerber

‚Dastehen wie ein betrübter Lohgerber': hilflos, hoffnungslos und verzweifelt sein. Die Wendung wird meist durch die bekanntere Redensart *‚seine Felle fortschwimmen sehen':* seine Hoffnungen in nichts zerrinnen sehen, ersetzt und bezieht sich auf das berufliche Mißgeschick des Gerbers, der seine Felle am Wasser bearbeitete. Die Wendung ist von Theodor Fontane literarisch 1892 in ‚Frau Jenny Treibel' (S. 257) verwendet worden: „Ich finde da nur noch den Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen." Bismarck hat in einer seiner Reden (Bd. XII, S. 119) eine treffende Deutung der Redensart gefunden, indem er von Eugen Richter sagte: „Der Herr Vorredner sieht natürlich mit einer gewissen Sorge und Kummer — ich erinnere an das Bild, wie der Lohgerber die Felle fortschwimmen sieht — auf diese Vorlage und deren Annahme." Auch in anderen redensartlichen Vergleichen kommt der Lohgerber vor, z. B. *‚reden (spielen) wie ein Lohgerber':* schlecht reden (spielen). Fell wird in der Sprache oft für die menschliche Haut gebraucht: *‚Einem das Fell gerben (bleuen)':* ihn durchprügeln. Gerade bei Ausdrücken des Prügelns und Schlagens benützen die Mundarten meist das Wort ‚Fell', schon 1577 heißt es in Joh. Fischarts ‚Flöhhatz': „Inen zu gerben das zart fell." Ähnlich: *‚einen beim Fell kriegen'; ‚einem auf dem Fell sitzen'; ‚ihn juckt das Fell':* er will seine Prügel haben; *‚ein dickes Fell haben':* unempfindlich sein.

8. Redensarten vom Goldschmied

‚Jemandem zur Folie dienen': durch eigene Unscheinbarkeit den Glanz von etwas anderem neben sich erhöhen, auch in der Form: *‚Das gibt eine gute Folie ab.'* In Schillers ‚Kabale und Liebe' (IV, 7) sagt Luise in übertragener Bedeu-

tung zu Lady Milford: „Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nötig zur Folie?"

Die der Volkssprache nicht geläufigen Wendungen stammen aus dem Kunsthandwerk des Goldschmieds und Juweliers: Der Goldschmied versteht unter ‚Folien' (von lat folia, ital. ‚foglia') die Blättchen, die als Unterlage für die Edelsteine dienen. Bei Mathesius heißt es z. B. 1562: „die folien und bletlein, so man unter die edlen gestein legt". Albrecht Dürer schrieb 1506 aus Venedig an Willibald Pirkheimer bei der Übersendung eines kostbaren Saphirs, der in einen alten Ring gefaßt war: „Die Gesellen sagen mir auch, Ihr sollt den Stein auf einen neun Folig legen lassen, so seih der Stein noch als gut. Wann der Ring ist alt und die Folg verdorben."

‚Von reinsten Wasser sein': ganz echt und unverfälscht. Das Bild ist von dem wasserhellen Glanz von Edelsteinen hergenommen. ‚Wasser' ist geradezu ein Fachausdruck in der Edelsteinschleiferei. Man unterscheidet z. B. Diamanten ‚vom ersten Wasser, vom zweiten, vom dritten Wasser' usw. Die Übertragung auf den Menschen ist seit dem 16. Jahrhundert belegt. Dennoch ist auch in relativ späten literarischen Zeugnissen der Bezug zum primären Bild des Edelsteins erhalten geblieben. In Schillers ‚Kabale und Liebe' (I, 4) heißt es z. B.: „Ich schaue durch deine Seele, wie durch das klare Wasser dieses Brillanten." Jean Paul sagt im ‚Leben Fibels' 1812: „Wir besitzen Dichter vom ersten Wasser, vom zweiten, vom dritten", oder (ebenfalls bei Jean Paul): „Die Träne des Grams ist eine Perle vom zweiten Wasser, die Freude vom ersten." Seit 1848 dient die Wendung häufig zur Hervorhebung der politischen Richtung, z. B. *‚ein Demokrat reinsten Wassers'*. Von einem Menschen mit edlem Kern, aber einer rauhen Schale, sagt man, er sei ‚ein ungeschliffener Diamant'.

‚Die Feuerprobe bestehen': sich unter schwierigen Verhältnissen bewähren. Die Redensart ist nicht, wie Grimm (Dt. Wb., Bd. 3, Sp. 1600) annimmt auf ein mittelalterliches Gottesurteil zurückzuführen, sondern auf die Prüfung der Edelmetalle, bes. des Goldes, durch das Feuer. Den Anlaß zur Bildung gibt die Stelle in den Sprüchen Salomonis 17, 3, die im Luthertext lautet: „Wie das Feuer Silber und der Ofen Gold, also prüft der Herr die Herzen"; vgl. ähnliche Stellen bei Sacharja 13, 9; 1. Petr. 1, 7 und Offenbarung 3, 18. Auch dem Altertum war das Bild des durch Feuer geläuterten Goldes geläufig (z. B. Ovid ‚Trist.' 1. Buch, 4. Kap., V. 25). In Grimmelshausens Roman ‚Simplicissimus' (I, Kap. 7) sagt der Held: „Harre mein Herr, ich hab die Prob des Feuers überstanden." Die Bedeutung ‚Gottesurteil' erscheint erst sekundär 1746 bei Gellert.

‚Denken wie Goldschmieds Junge': sich sein Teil denken. Die Redensart ist

eine Art ‚Götz-von-Berlichingen-Wendung' des 17. und 18. Jahrhunderts und drückt eine derb-unhöfliche Absage aus. Ihre Herkunft ist noch nicht geklärt, vermutlich bezieht sie sich auf eine lokal erzählte Geschichte von einem Lehrling der Goldschmiedekunst, der einen Bauern, der Silber verkaufen wollte, und seinen Meister zum Narren hielt, indem er beiden sagte, daß der andere schlecht höre, worauf sie sich gegenseitig anschrien und das Volk zusammenlief. Als der Goldschmied den schalkhaften Jungen schlagen wollte, machte er sich lachend aus dem Staube. (Vgl. J. L. Talitz: Viel vermehrter kurtzweiliger Reyßgespan, Wien 1663, Nr. 89, S. 145–147.)
In Philander von Sittewalds ‚Satyrischen Gesichten' (Frankfurt 1645) heißt es in dem Gesicht ‚Ratio status' (3,5):

Gar fein und lieblich redt die Zung,
Das Herz denkt wie des Goldschmieds Jung.

Grimmelshausen bringt im ‚Simplicissimus' (1669) zwei Belege (S. 139 und 347): „... gedacht aber bey mir selbst, wie deß Goldschmieds Junge." Es gibt außerdem mehrere Belege in Volksliedern des 17. und 18. Jahrhunderts, z. B.:

Laß singen und sagen,
Thu nichts darnach fragen,
Ich denk mir oft heimlich
Wie's Goldschmieds sein Bu'.

(F. W. v. Ditfurth: Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder, 1872, S. 275). Die Wendung ist noch heute in der Volkssprache lebendig, z. B. schwäbisch: *‚Der hat gesagt wie's Goldschmieds Junge und entlief der Lehre'*, oder: *‚Ich denk mein Teil, saits Goldschmieds Junge'*; kölnisch: *‚Dä denk wie Joldschmitsjung'*, und elsässisch: *‚Er hets gemacht wie des Goldschmieds Junger'*: er hat auf eine heikle Frage oder auf eine Anschuldigung geschwiegen, auf eine beleidigende Herausforderung nicht reagiert. Fragt man nach dem Sinn der Redensart, so erhält man zur Antwort: *‚'s Goldschmieds Junger het nix gsagt, het awer denkt: du kanst mich . . .!'*; vgl. auch Wendungen wie: *‚An dem Orte, wo Goldschmieds Junge wollte geküßt sein.'*
Damit stimmt auch der Rat Picanders in seinen ‚Ernst- und Schertzhaften und Satyrischen Gedichten', 1732 (3, 537) überein:

Daher wenn eine falsche Zunge
Dir deine Wahl vor Übel hält,
So denke nur wie Goldschmieds-Junge:
Es ist genug, daß dirs gefällt.

Sogar in den Schlager ist Goldschmieds Junge eingegangen: „Mach's wie Goldschmieds Jung, der Jung war schlau ..."

9. Redensarten vom Heftelmacher

‚Aufpassen wie ein Heftelmacher': überaus aufmerksam sein, eine besonders in Mitteldeutschland bezeugte Wendung, der die rasche und dabei sorgfältige Arbeit des Herstellens von ‚Hefteln', d. h. kleiner Häkchen und Ösen zum Zusammenhalten von Kleidungsstücken zugrunde liegt. *‚Es geht so schnell wie's Heftelmachen (Haftelmachen)'* oder: *‚Da geht's zu, wie beim Heftelmachen':* die Arbeit geht überaus rasch. Vor der Automatisierung in den Betrieben arbeiteten sich viele Personen flink in die Hand, um Stockungen zu vermeiden. Für einen fremden Beobachter war dies ein bewunderungswürdiger Vorgang, dem er kaum mit dem Auge zu folgen vermochte.

10. Redensarten vom Maurer

Dem Maurer sagt man scherzend nach, daß er seine Arbeit gern verzögere und unterbreche, z. B. um seine Pfeife anzuzünden: *‚Mauermanns Schwamm brennt nicht'* oder mundartlich: *‚Was e rechter Murer isch, mueß nünmol d' Pfyffe butze un azünde, bis er eimol e chlei Stündli durigschafft hett.'* Der Maurer gilt deshalb auch als der teuerste Handwerker, über den man spottet: *‚Mauermanns Schweiß kostet der Tropfen einen Taler'*. Der redensartliche Vergleich: *‚rar wie Maurerschweiß':* sehr selten, kostbar, beruht ebenfalls auf der volkstümlichen Ansicht, daß Maurer langsam und faul seien und fast nie bei der Arbeit ins Schwitzen kommen.
Die Wendungen *‚im Lote sein':* in der Ordnung sein und *‚etwas ins Lot (Blei) bringen':* in Ordnung bringen, bedeuten ursprünglich: genau senkrecht sein, vom Maurermeister mit dem Richtlot geprüft sein.

11. Redensarten vom Müller

Der Müller stand im Rufe der Unehrlichkeit, die Lage der Mühle abseits der Siedlung schien die beste Gelegenheit zu allerhand Hinterziehungen zu geben, daher sagt man: *‚Müller und Bäcker stehlen nicht, man bringt's ihnen'*, mundartlich im Elsaß: *‚uf sini Mühle husen':* auf seinen Vorteil bedacht sein.
‚Einem das Wasser abgraben': ihm durch Verleumdung schaden, seinen guten Ruf verletzen, jemandem die Existenz vernichten, das Geschäft verderben. Die Redensart findet sich erst in neuerer Zeit, ihre Bildhaftigkeit scheint entweder aus dem Belagerungskrieg, oder, was wahrscheinlicher ist, aus dem Vorstellungskreis der Wassermühle genommen zu sein: wird der Bach, der die Mühle treibt, abgeleitet, so ist das der Ruin der Mühle.

‚Das ist Wasser auf seine Mühle': etwas gereicht ihm zum Vorteil, ebenso: *‚alle Wasser auf seine Mühle leiten (richten)':* sich (auf unredliche Weise) Vorteile verschaffen. Beide Redensarten gehen auf die Technik des Wassermüllers zurück, wie sie schon ein Holzschnitt aus Thomas Murners ‚Mühle von Schwyndelßheim' (1515) zeigt, dem die Erklärung beigegeben ist:

Der Müller findt man wahrlich viel,
Die alle Wasser uff ir mühl
Richten, das es rusch do here,
Ob sunst niender kein tropffe wäre.

Lohenstein braucht die Wendung in seinem ‚Arminius' und Schiller in den ‚Räubern' (III, 2), auch Goethe schreibt (Weim. Ausg. 25, 1, 14): „Dichter und Bildner beide beschäftigen sich an einer Quelle, und jeder sucht, das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vorteil hinzulenken."
‚Oberwasser bekommen (haben)': im Vorteil sein, in Vorteil kommen. Mit Oberwasser bezeichnet man das oberhalb der Mühle durch das Wehr gestaute Wasser, das das Mühlrad antreibt, im Gegensatz zum ‚Unterwasser', das unterhalb der Mühle wegfließt. Die aus dem Mühlenbetrieb stammende Redensart drang im 19. Jahrhundert in die Schriftsprache vor: „Das gab Reichardten Oberwasser" schreibt z. B. der Berliner Musiker Karl Friedrich Zelter 1831 an Goethe.
‚Das ist noch in der Mühle': das ist noch nicht abgeschlossen, noch nicht fertig; bei Johann Fischart im ‚Bienenkorb' (97 a) in der Form: „Darum muß folgen, ... daß etwas anders auf der mülen ist, dann man uns sagen will."
Über einen, der viel und dauernd redet, sagt man in Schwaben: *‚Dem geht sei Maul wie e Mühl';* von einem Spitzbuben, der alles mitgehen heißt, behauptet man in Rheinhessen sogar: *‚Der läßt nichts liegen als Mühlsteine und glühendes Eisen.'*
Von einem, der unnötig laut spricht, sagt man in Hessen-Nassau: *‚Mer meent, dau (du) werst in der Meel groß worn',* wegen des Lärms, der in einer Mühle herrscht. Aus dem gleichen Grunde gebraucht man auch die Redensart: *‚in der Mühle sagt man's zweimal',* die vor allem in Süddeutschland und Vorarlberg beheimatet ist. Man hält sie demjenigen entgegen, der beim ersten Mal nicht verstanden hat oder nicht verstehen will. Diese Redensart von der Mühle wird mit vielen Zusätzen versehen. So heißt es:

‚In der Mühle sagt man's zweimal,
— den Narren dreimal,
— einem Esel dreimal,
— alten Weibern dreimal,

— das dritte Mal kostet's einen Kreuzer,
— das dritte Mal schlägt man einem den Sack um die Ohren,
— und bei den Bauern, bis man's versteht.'

Von der sprichwörtlichen Unehrlichkeit der Müller sagt man auch: *‚In der Mühle ist das beste, daß die Säcke nicht reden können.'*
Die Wendung *‚Wer zuerst kommt, mahlt zuerst'* stammt als Rechtssprichwort aus Eike von Repgows ‚Sachsenspiegel' (um 1230), in dem es heißt (II, 59, 4): „Der ouch êrst zu der mül kömt, der sal erst malen." Auch in der ‚Bayerischen Chronik' (1, 305) von Aventin steht dieser Rechtsgrundsatz: „Wer ee kumpt, der melt ee." Die Mühlen gehörten ursprünglich den Grundherrschaften, die Bauern und Bäcker konnten ihr Getreide dort selbst mahlen. Keiner erhielt dabei einen Vorrang, wie dieses Recht ausdrücklich betont.
Auch die Redensart: *‚Kein Handhabe finden'* weist auf den Zusammenhang mit der Mühle hin, sie bedeutet: nicht wissen, wo und wie man eine Sache anfassen oder beginnen soll. Als Antwort auf die neugierige Frage: *‚Was machst du?'* heißt es mundartlich im Oberdeutschen: *‚e Handhebe an e Mehlsack'* und ähnlich in der Schweiz *‚e Handhebi a-n-e-n alten Mehlsack'*. Vom Antwortgeber ist damit eigentlich eine unsinnige Antwort beabsichtigt, doch gab es die ‚Handhabe' als Gerät in den alten Mühlen tatsächlich zum Transport schwerer Mehlsäcke.

12. Redensarten vom Münzenschläger

‚Von altem (echten) Schrot und Korn sein': ein rechtschaffener, ehrlicher und zuverlässiger Mensch sein, der an den guten alten Gewohnheiten festhält, der *‚vom guten, alten Schlage'* ist. Der redensartliche Vergleich stammt aus dem Münzwesen. Schrot (zu ‚schroten' = abschneiden) bezeichnete das zur Prägung von einem Metallbarren abgeschnittene Stück (Bruttogewicht oder Rauhgewicht), dann einfach das Gewicht der Münze, im Gegensatz zu ihrem Feingehalt, der Gewichtmenge des in ihr enthaltenen edlen Metalls, dem Korn. Bei der Wertsetzung einer Münze (Valvierung) wird nur das in ihr enthaltene Edelmetall, das Korn, berücksichtigt, was zu Unzuträglichkeiten etwa bei Goldmünzen führte, die ja hauptsächlich mit Silber legiert gewesen sind. Der Feingehalt der Münzen wurde regional verschieden und immer wieder neu gesetzlich geregelt. In der Münzordnung von 1397 für Straßburg heißt es z. B.: „daz man sollte usser 15 ½ lot rines silbers und eime halben lote zusatzes 65 grossen (Groschen) schroten".
Die Redensart, die auf einen früheren Idealzustand verweist, ist bezeichnend für die ständig zunehmende Verschlechterung des Geldes zu einer Zeit, als sich

die Entwicklung der landesherrschaftlichen Gewalt, der Ordnung und Kontrolle noch in ihren Anfängen befand. Sie bedeutet also ursprünglich die unverfälschte Art der Münze, ehe diese durch die Kipper und Wipper entwertet wurde. Diese Fälscher ‚kippten' (beschnitten) den Rand der Münze und erweckten durch den geschickten Handgriff des Wippens beim Wiegen auf der Goldwaage den Anschein, als wären die Münzen vollwertig. Nach dieser Zeit der Unsicherheit erhielten die Geldstücke dann die Aufschrift: ‚Nach dem alten Schrot und Korn', die die Echtheit verbürgte.

Der Ausdruck ‚Schrot' erhielt im 17. Jahrhundert bereits die übertragene Bedeutung von Art und Weise, daher bildete man auch den Stabreim *‚Schrot und Schlag'*. Im Westfälischen Frieden z. B. heißt es in diesem Sinne, daß: „der Catholischen Stiffter halb alles auff den Schrot deß letzten Tridentinischen Concilii reducirt werde". Grimmelshausen schreibt in seinem ‚Simplicissimus' (I, 68): „Ich antwortete wieder auff meinen alten Schrot, ich wüste es nicht."

Die bis heute erhaltene Redensart ist in übertragener Bedeutung erst aus dem 18. Jahrhundert bezeugt. *‚Ein Mann von echtem Schrot und Korn'* ist demnach ein Mann, der nach seiner äußeren Erscheinung und seinem inneren Wesen ganz echt ist und ganz dem entspricht, was er sein soll, was seiner Art gemäß ist, was man von ihm erwartet. Im 2. Teil des ‚Faust' (5. Akt) redet deshalb Mephistopheles auch die Teufel in dieser Weise an:

> Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
> Vom alten Teufelsschrot und -korne.

Die Wendung *‚sich etwas einprägen (tief ins Gedächtnis prägen)'*: es sich gut merken, unter Willensanstrengung etwas bewußt lernen, sich ins Gedächtnis schreiben, einen unauslöschlichen Eindruck haben, steht in deutlichem Zusammenhang mit der Münzherstellung, denn sie bedeutete ursprünglich: Münzen schlagen, sie mit einem Prägestempel kennzeichnen. Vom Einpressen eines Bildes, vom Formen und Bilden eines Gegenstandes erfolgte die Übertragung auch auf Abstrakta. So spricht man heute z. B. vom Prägen neuer Ausdrücke, Begriffe, Namen und Wörter. Der übertragene Gebrauch erstreckt sich auch auf die zusammengesetzten Verben ‚ausprägen' = deutlich gestalten und ‚einprägen'.

‚Von etwas geprägt sein': entscheidend geformt, beeinflußt sein, auch: *‚eine eigene Prägung besitzen'*: von besonderer Eigenart sein, als starke Persönlichkeit gelten, die charakteristische Züge besitzt, aber auch: absonderliche Eigenheiten haben. Ähnlich *‚einer Sache ein besonderes Gepräge geben'*, *‚einer Sache seinen Stempel aufdrücken'*: sie mit besonderem Kennzeichen versehen, womit ursprünglich der Prägestempel gemeint war.

13. Redensarten vom Riemenschneider (Riemer)

Diese Handwerker verarbeiteten Ochsenhäute zu Pferdegeschirren und Riemen, dabei mußten sie sorgfältig überlegen, um die Häute gut auszunutzen und wenig Abfall zu haben. Erhielten sie Häute von anderen Leuten zum Verarbeiten, waren sie nicht so sorgfältig damit wie mit den eigenen, daher die Redensart: *‚aus anderer Leute Haut Riemen schneiden‘:* einen anderen zu seinem Vorteil ausnutzen. Vgl. auch das Sprichwort: *‚Aus andrer Leute Haut ist gut Riemen schneiden.‘* Die Wendung *‚Riemen schneiden‘* bedeutete: Vorteil aus etwas ziehen, zweifaches Riemenschneiden galt als strafbar. Bei Waldis (IV, 13, 55) heißt es: „Die gselln, die so jrn datum setzen vnd all morgen jr messer wetzen, damit sie zwiefach riemen schneiden, ob sie denn auch an galgen leiden, des soll man kein mitleiden hon.“

Ebenfalls auf den Riemenschneider bezieht sich die Wendung: *‚Er bohrt gern Löcher in anderer Leute Haut‘:* er schädigt lieber andere als sich selbst.

Die Haut gilt als letzter Besitz, daher erklären sich die Redensarten: *‚Ich kann mir das doch nicht aus der Haut schneiden!‘:* ich habe wirklich kein Geld dafür; *‚etwas mit der eigenen Haut bezahlen müssen‘:* selbst dafür einstehen müssen, auch: mit dem Tode büßen müssen. Gleiche Bedeutung haben die Wendungen: *‚seine Haut dransetzen‘* und *‚seine Haut für etwas aufs Spiel setzen‘:* den höchsten Einsatz wagen. Ähnlich heißt es schon im Mittelhochdeutschen: „Er muoz sîn hout darumbe geben“ (Heinrich von Neustadt: ‚Gottes Zukunft‘, V. 1448).

Die Redensart *‚seine (eigene) Haut zu Markte tragen‘* gehört in den gleichen Sinnzusammenhang. L. Günther (Dt. Rechtsaltertümer in unserer heutigen dt. Sprache, S. 53) knüpft zur Erklärung dieser Redensart an die ‚Germania‘ des Tacitus (Kap. 12) an: Vieh oder Viehhäute galten als Bußgeld; dann sei das Wort Haut in dieser Bedeutung nicht mehr verstanden und auf die menschliche Haut übertragen worden. Dies ist wenig wahrscheinlich. Man trug Häute als Ware tatsächlich zum Markt. Die ironische Übertreibung mit der eigenen Haut meint eben: noch das allerletzte Eigentum einsetzen. Die mundartliche Wendung aus dem Elsaß: *‚S muess e jeder mit siner eigenen Hut z Märkt‘* bedeutet dagegen: jeder muß mit sich selbst fertig werden können.

14. Redensarten vom Schmied

‚Der Schmied seines Glückes sein‘: sein Schicksal selbst in der Hand haben. Die Redensart beruht auf dem Sprichwort *‚Jeder ist seines Glückes Schmied‘*, das sich bis zur Antike zurückverfolgen läßt. In lateinischer Form war es in einer heute verlorenen Sammlung des römischen Konsuls Appius Claudius Caecus um 307 v. Chr. bereits verzeichnet. Plautus schreibt diese Fähigkeit, sein Glück selbst zu gestalten, nur den Weisen zu (‚Trinummus‘ II, 2, 84).

‚Dafür hat der Schmied Zangen‘: eine Sache ist nicht so schwierig und gefährlich, wenn man sie nur richtig angreift; wenn man das entsprechende Werkzeug kennt, besteht keine Gefahr, daß man sich dabei die Finger verbrennt. Die Wendung, die auch in Norddeutschland mundartlich als *‚Davör hett de Smid Tangen‘* bekannt ist, geht vermutlich auf ein mittelalterliches Sprichwort zurück (vgl. S. Singer: Sprichwörter des Mittelalters I, S. 122).
‚Zum Schmied und nicht zum Schmiedchen gehen‘: sich direkt an den Meister und nicht an einen Stümper wenden. Die Redensart ist auch mundartlich weit verbreitet, vgl. auch schweizerisch: *‚s ist besser me gang zum Schmid as zum Schmidli‘.*
Ähnliche Bedeutung hat die bekannte Redensart: *‚Vor die rechte Schmiede gehen (kommen)‘:* gleich an die richtige Stelle gehen (geraten), wo einem die gewünschte Auskunft und tatkräftige Hilfe und Unterstützung wirklich zuteil werden, wo Fachleute zur Verfügung stehen. Manchmal wird diese Wendung auch ironisch gebraucht im Sinne von derb abgefertigt werden, sich gerade an die falsche Stelle wenden, wo eine Abfuhr zu erwarten ist. Die Redensart läßt sich seit 1600 belegen, ist aber vermutlich älter. Thomas Mann gebraucht die beliebte Wendung 1958 literarisch in seinem ‚Zauberberg‘ (4. Kap., S. 138): „kein Zweifel, ich bin vor die rechte Schmiede gekommen“.
Die schweizerische Redensart: *‚si sind mit enand vor der Schmide g'sii‘* bezieht sich auf die Eheschmiede und bedeutet: sie haben geheiratet.
‚Er ist seines Zeichens ein Schmied‘: er ist Schmied von Beruf, so auch mundartlich, z. B. in Schleswig-Holstein: *‚He is seines Tekens en Smid.‘* Die Wendung geht aus von den ‚Haus- und Hofmarken‘, die als Personen- und Besitzzeichen dienten. Auch die Handwerker zeichneten ihre Ware auf ähnliche Weise. Im 16. Jahrhundert war die weiteste Verbreitung der Haus- und Handwerkszeichen erreicht. Nach dem Wegfall des Brauches erhielt sich aber der sprachliche Ausdruck für die Berufsbezeichnung.
‚Das Eisen schmieden solange es heiß ist‘: nicht lange zögern, die besten Chancen nutzen, eine eilige Angelegenheit sofort in die Hand nehmen. Das sprachliche Bild beruht auf dem Vergleich mit der Arbeit des Schmiedes, der das glühende Eisen sofort bearbeiten muß, solange es sich noch formen läßt.
‚Mehrere Eisen im Feuer haben‘: verschiedene Möglichkeiten besitzen, sich mehrere Auswege offenlassen, sich gegen den Zufall absichern. Die Redensart *‚etwas nicht aus dem Feuer reißen können‘* bedeutet: es nicht im Nu fertigen können, weil besonders der Schmied Geduld haben muß, bis das Eisen glüht. Auf den gleichen Zusammenhang weist die Redensart *‚frisch aus der Esse kommen‘:* soeben fertig geworden sein. Schon Luther gebraucht 1541 diese Wendung

(‚Wider Hans Worst'): „Zu der zeit war ich prediger allhie im kloster und ein junger doctor, newlich aus der esse kommen."

‚Nägel mit Köpfen schmieden': etwas zur Vollkommenheit, zum Abschluß führen, sich nicht mit Halbheiten zufrieden geben; so wie der Nagel erst brauchbar wird, wenn er am Ende seiner Fertigung durch den Nagelschmied mit dem Kopf versehen worden ist.

‚Kann er nicht schmieden, so kann er doch den Blasebalg ziehen' heißt es von einem, der nicht besonders geschickt ist, den man jedoch für Handlangerdienste und untergeordnete Tätigkeiten gebrauchen kann, so wie der Schmied den Lehrling, der die eintönige aber notwendige Aufgabe erhält, mit dem Blasebalg das Schmiedefeuer zu entfachen und es ständig glühend zu halten.

‚Er ist in Ruhla hartgeschmiedet worden': seine anfängliche Milde und Nachsicht hat sich in unnachgiebige Strenge verwandelt. Die Redensart bezieht sich auf die Sage vom zu milden Landgrafen, den der Schmied zu Ruhla mit den Worten: „Landgraf, werde hart" hartgeschmiedet haben soll (vgl. Grimm: Dt. Sagen, Nr. 239).

‚Gut beschlagen sein': erfahren, kenntnisreich sein. Die übertragene Bedeutung, die erst im 17. Jahrhundert auftritt, ist wohl hergenommen vom Pferd, dessen Huf der Schmied mit einem Eisen beschlägt, um ihm einen sicheren Gang zu verleihen. Die Mundarten haben die Wendung zum Teil noch verstärkt, z. B. siebenbürgisch: *‚Di äs af alle vären beschloen.'*

‚Zwischen Hammer und Amboß sein': in sehr bedrängter Lage. Die Redensart hat eine griechische Entsprechung bei Origines und heißt bei Erasmus von Rotterdam in lateinischer Form: ‚inter malleum et incudem'.

Goethe gebraucht das sprachliche Bild im 14. venezianischen Epigramm:

> Diesem Amboß vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher
> Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
> Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
> Ungewiß treffen und nie fertig der Kessel erscheint.

In den Mundarten sind ähnliche Wendungen geläufig, z. B. rheinisch: *‚De sätt ärg onger den Hammer'* oder niederdeutsch: *‚He sitt twischen (mank) Hammer* un Knieptang'.

‚Hammer oder Amboß sein: entweder der Schläger oder der Geschlagene, der Bedrücker oder der Bedrückte, der Herr oder der Knecht. Im zweiten ‚Kophtischen Liede' Goethes heißt es:

> Du mußt steigen oder sinken,
> Du mußt herrschen und gewinnen

Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Auch in den Mundarten ist die Wendung verbreitet, z. B. heißt es im Schwäbischen: *‚Wer net Hammer sei will, muß Amboß sei‘.*
Bei der Redensart *‚Er will wissen, ob Hammer oder Amboß eher gewesen ist‘*, handelt es sich um eine Variante der ‚Huhn-Ei‘-Frage.
Von einem Angeber sagt man im Niederdeutschen auch: *‚Groot Hammer-lütt Amboltʻ.*
‚Etwas unter den Hammer bringen‘: öffentlich versteigern. Der ‚Zuschlag‘ wird mit dem Hammer erteilt, wodurch der Kauf erst rechtskräftig wird. Der Hammer hat eine alte rechtssymbolische Bedeutung besessen: durch Herumsenden eines Hammers wurde früher die Gemeinde berufen oder das Gericht angesagt, der Wurf mit dem Hammer (Beil) diente zur Grenzbestimmung. Es läßt sich nicht beweisen, ob der Hammer als Gerichtszeichen mit dem Hammer Thors, des Gottes der Verträge, in Verbindung steht.
In Fluchformeln spielt der Hammer ebenfalls eine Rolle, er wird euphemistisch auch anstelle des Teufels gebraucht, z. B. im Schwäbischen: *‚Daß di der Hammer verstupf!‘*, oder in der Schweiz: *‚Bim Dunner Hammer!‘*. Seit dem späten Mittelalter ist die Bezeichnung des Teufels, auch des Todes und des Henkers als *‚Meister Hämmerlein‘* gebräuchlich. Der älteste Beleg steht im ‚Ambraser Liederbuch‘ (Ndr. 142):

Welchs meister hemerlein wol gefelt,
Das sich die Welt so greulich stellt.

Zur Umschreibung des Todes heißt es in Mecklenburg: *‚Dor kümmt jenner mit'n widen Hammer‘*, im Elsaß bedeutet die Wendung *‚Der Hämmerle holt dich!‘:* du wirst bald sterben. Dagegen meint die schweizerische Feststellung: *‚Er ist ein rechter Meister Hämmerli‘:* er ist ein überkluger, lästig geschäftiger Mensch, wofür es schon Chronikbelege aus dem 16. Jahrhundert gibt.
Aus dem redensartlichen Vergleich: *‚Er ist so dumm, daß man meint, er wär mit dem Hammer gehauen‘* stammt der gebräuchlichere Ausdruck: *‚Er ist behämmert‘:* er ist geistig nicht ganz vollwertig. Daher auch die Parodierung des Bibelspruches (Matth. 5, 3): *‚Selig sind die Bekloppten, denn sie brauchen keinen Hammer mehr.‘*
‚Jemanden in die Zange nehmen‘, ‚jemanden in der Zange haben‘: einen unter Druck setzen, ihn von zwei Seiten bedrängen, keine Ausflüchte zulassen, ihm ins Gewissen reden. Diese Redensarten beziehen sich ebenfalls auf die Schmiedewerkzeuge, nicht auf die Folterinstrumente.

15. Redensarten vom Schneider

Das Schneiderhandwerk wurde jahrhundertelang verspottet, was sich in Schwänken, Liedern und Redensarten heute noch zeigt. Besonders die schwächliche Gestalt des Schneiders diente zu witzigen Vergleichen. *‚Frieren wie ein Schneider‘:* sehr leicht frösteln, kälteempfindlich sein. Den Schneider hielt man früher wegen seines angeblich geringen Körpergewichts, seiner Schmächtigkeit, Schwäche und Kränklichkeit und vor allem wegen seiner Stubenhockerei ohne körperliche Ausarbeitung für weibisch, verzärtelt und überempfindlich. Der Spott der anderen Handwerker traf ihn, die sich ihrer Körperkräfte rühmten.
‚Essen wie ein Schneider‘: sehr wenig zu sich nehmen. Die Schwächlichkeit der Schneider führte man auf mangelnde Nahrung zurück. Vor allem, wenn die Schneider zu den Bauern auf die Stör gingen, fiel es auf, wie wenig sie vertragen konnten im Gegensatz zu dem kräftigen Appetit der Landarbeiter. Vgl. hierzu das Spottlied ‚Schneider Jahrstag‘ (Erk-Böhme Nr. 1634/35).
‚Laufen wie ein Schneider‘: sehr schnell laufen, nicht vom eigenen Körpergewicht gehemmt werden.
‚Sich wie ein Schneider am Ostertag tummeln‘: sogar an den Feiertagen arbeiten müssen, um termingerecht fertig zu werden. Abraham a Santa Clara bemerkt dazu in ‚Gehab dich wohl‘ (69): „wann man von einem geschwinden und arbeitsamen Menschen reden will, pflegt man zu sagen: Er tummelt sich wie ein Schneider am Ostertag“.
‚Herein, wenn's (was) kein Schneider ist!‘ ruft man scherzhaft, wenn man nicht weiß, wer angeklopft hat. Eigentlich ist diese Redensart eine Parodie der Wendung: ‚Herein, wenn's ein Schneider ist!‘, die in der Schneiderzunft eine wichtige Rolle spielte. Die Sitzungen der Schneider fanden bei offener Zunftlade statt. Es war also eine streng geschlossene Gesellschaft. Forderte jemand Einlaß, dann hieß es: ‚Herein, wenn's ein Schneider ist!‘, andere hatten keinen Zutritt (vgl. Wissell: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, Bd. II, S. 110). Der Schneider hatte immer Schwierigkeiten, seine Rechnungen zu kassieren, er wurde oft mit Spott abgewiesen. Darauf weisen verschiedene Redensarten: *‚beim Schneider hängenbleiben‘:* seine Kleiderrechnung nicht bezahlen, Schulden haben; *‚dastehen wie ein geleimter Schneider‘* und *‚einen Schneidersgang (-ritt) tun‘:* unverrichteter Dinge zurückkehren, seine Schulden nicht bezahlt bekommen.
Sprichwörtlich wurde daher auch die Armut des Schneiders: *‚den Schneider im Hause haben‘:* Mangel leiden. Auffällig war auch die lange, ungeregelte Arbeitszeit, da der Schneider oft bis in die Nacht hinein nähen mußte. Daher sagt man redensartlich übertragen: *‚den Schneider auf den Augen haben‘* oder: *‚der*

Schneider kommt (kriecht) jemandem in die Augen': er ist übermüdet, die Augen fallen ihm zu.

Dem Schneider werden ausschließlich üble Eigenschaften nachgesagt, vor allem gilt er als diebisch und lügnerisch. So sagt man z. B. ,*Dem Schneider ist viel unter den Tisch gefallen*': er hat von dem Stoff, den er verarbeiten sollte, viel für sich behalten. Tatsächlich hatte der Schneider unter seinem Tisch eine Kiste für Stoffreste, das ‚Auge' oder die ‚Hölle' genannt, in die er auch manches noch brauchbare Stück fallen ließ. Man glaubte, daß darum kaum ein Schneider in den Himmel käme. Deshalb heißt es, wenn etwas Seltenes geschieht, wenn z. B. bei Regen die Sonne scheint oder eine Stockung im Gespräch auftritt, ,*Nun kommt ein Schneider in den Himmel*'.

Dem Schneider wurde auch Faulheit und Nachlässigkeit nachgesagt: ,*Der Schneider hat mit der heißen Nadel genäht*': die Nähte halten nicht; ,*Der Schneider hat die Hosen verschnitten (das Maß verloren)*': das Kleidungsstück ist verschnitten, paßt nicht.

Auf den Pfuscher weisen die Wendungen: ,*Er ist einem Schneider durch die Werkstatt gelaufen*': er besitzt wenig Berufskenntnisse und: ,*den Fleck neben das Loch setzen*': etwas verkehrt machen; schon bei Grimmelshausen belegt und in der Volkssprache noch lebendig wie etwa in dem schwäbischen Reim:

Der Schneider von Degerloch
Setzt den Fleck nebens Loch!

Die Redensart ,*den Schneider auskaufen (ausklopfen)*', oberösterreichisch ,*herauszwicken*' bezieht sich auf den Brauch, jemanden, der ein neues Kleidungsstück zum erstenmal trägt, im Scherz zu schlagen oder zu kneifen.

Als verächtliches Schimpfwort gilt noch immer die einfache Feststellung: ,*Er ist ein Schneider*', auch: ,*ein hinkender (windiger) Schneider*', denn sie bezeichnet den Schwächling und den Furchtsamen, den sogar ganz geringe Gegner wie Läuse, Mücken, Spinnen oder Schnecken in die Flucht schlagen können. Daher erscheint eben das Märchen vom ‚Tapferen Schneiderlein' (Kinder- und Hausmärchen, Nr. 20) als bemerkenswerte Ausnahme von der Regel.

Eine besonders deutsche Ausprägung des Handwerkerspottes ist der um 1400 in Süddeutschland entstandene ‚Schneider-Geiß-Spott'. Der erste Hinweis darauf findet sich 1408 in einem Straßburger Ratsprotokoll, in dem ein Schneider-Spottlied verboten wird. Ursprünglich handelt es sich um eine sexuelle und obszöne Anspielung auf den Schneider als ‚Geißbuhler', von dem es mundartlich auch heißt: ,*Der cha en Gaisbock zwische de Hörner chüsse*', so dünn sei er. Erst im 16. Jahrhundert wurde ‚Schneiderbock' der verallgemeinerte Spottname. Der Ritt des Schneiders auf dem Ziegenbock und der Kampf

zwischen Schneider und Bock wurden nun Themen der bildlichen und literarischen Darstellungen. Vor allem in Spottversen und -liedern spielten sie bis zum 17. Jahrhundert eine große Rolle und sind bis heute im allgemeinen Bewußtsein geblieben im Unterschied zu anderen Berufsschelten. (Vgl. Erk-Böhme Nr. 1631/32: ‚Es wollt ein Schneider wandern wohl auf sein Schneidergeiß' und Nr. 1636: ‚Es hatten sich 77 Schneider verschworn'.)
Das Wort ‚Schneider' tritt andererseits euphemistisch für Teufel ein, vor allem im Fluch: *‚Hol dich der Schneider!'*
Literarischen Ursprung ist der in der Anrede gebräuchliche Ausdruck: *‚Gevatter Schneider und Handschuhmacher'*. Bei Schiller heißt es in ‚Wallensteins Lager': „Sind Tieffenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher".
Die Wendung: *‚aus dem Schneider (heraus) sein':* über dreißig Jahre alt sein, stammt dagegen vom Kartenspiel, wo *‚Schneider werden'* weniger als dreißig Augen bekommen hieß. Wer aus dem Schneider ist, hat demnach mehr als 30, d. h. mehr als die Hälfte der unbedingt zum Gewinn nötigen Augen.
Nur wenige Redensarten vom Schneiderhandwerk besitzen eine positive oder gar anerkennende Bedeutung. Dazu gehören: *‚eine Sache ausbügeln (gerade bügeln)':* einen Schaden wiedergutmachen, ein unansehnlich gewordenes Kleidungsstück wieder herrichten, und die Feststellung: *‚Er wird die Ärmel einzupassen wissen';* er wird mit der Schwierigkeit fertig werden, eigentlich: wie der Schneider mit dem schwersten Teil seiner Arbeit zurechtkommen.

16. Redensarten vom Schuhmacher

‚Ein Schuster sein': ein Pfuscher sein, der nur Flickarbeit oder ein unvollkommenes Werkstück herstellen kann, weil er nichts Rechtes gelernt hat. ‚Schuster' galt zunächst als Schimpfwort für den ungeschickten Schuhmacher und wurde erweitert auf alle die bezogen, deren schlechte Arbeit man verächtlich machen wollte. Waldis (Werke II, 19, 9) verwendet den Ausdruck auch literarisch:

> Denn mich daselbst kein visch nit kent
> Vnd nit mehr einen Schuster nennt.

Daher auch die Wendung: *‚einen Schuster machen':* einen mißlungenen Versuch machen, etwas durch seine Arbeit oder Einmischung grundsätzlich verderben; ähnlich: *‚etwas zusammenschustern':* ohne Geschick und Neigung etwas nur notdürftig bewerkstelligen.
‚Er will Schuster werden, um sich die Schuhe selber machen zu können': er will alles selbst tun, will aus Geiz andere nichts verdienen lassen. Auch mundartliche Wendungen sind verbreitet, z. B. sagt man in Norddeutschland: *‚pralen as de Schoster mit enem Leest'*, wenn jemand sich seiner Armut noch rühmt. Macht

jemand große Umstände oder führt weitschweifige Gespräche, so heißt es in Bremen: *‚He rekked idt uut, as de Schoster dat Ledder.‘*
Die Mahnung: *‚Schuster, bleib bei deinem Leisten!‘* gilt dem, der ohne Sachverstand Kritik übt und sich unberufen in alles einmischt. Die Wendung ist bereits griechischen Ursprungs. Sie beruht auf einem Ausspruch des Malers Appelles, der zur Regierungszeit Alexanders d. Gr. seine Gemälde öffentlich auszustellen pflegte und sich verbarg, um die Urteile der Vorübergehenden anzuhören. Als ein Schuhmacher getadelt hatte, daß bei den Schuhen auf dem Bilde eine Öse fehlte, fügte der Maler sie hinzu. Dadurch ermutigt, versuchte dieser noch weitere Kritik, wurde aber von dem Maler zurechtgewiesen: „Ne sutor supra crepidam“ (= Schuster, nicht weiter als die Sandale). Unsere Wendung ist also keine direkte Übersetzung des Berichtes bei Plinius (‚Naturalis Historia‘, 35, 10), man mag sie später jedoch darauf bezogen haben. Noch im Schlagertext aus den 50er Jahren unseres Jahrhunderts wirkt sie nach:

Schuster, bleib bei deinen Leisten,
Schöne Frauen kosten Geld.

‚Alles über einen Leisten schlagen‘: alles nach dem gleichen Schema behandeln, Unterschiede nicht berücksichtigen, vgl. *‚alles über einen Kamm scheren‘*. Daneben findet sich die Wendung: *‚über denselben Leisten geschlagen sein‘:* von der gleichen Art sein. Der Schuster fertigt die Schuhe nicht individuell nach jedem menschlichen Fuß, er liefert nicht immer ‚Maßarbeit‘, sondern er verwendet feststehende, hölzerne Modellformen, die Leisten. Das redensartliche Bild bezieht sich also auf den bequemen Handwerker, der nicht nach Maß arbeitet und alles nicht so genau nimmt. Die Redensart ist seit dem 16. Jahrhundert belegt, auch im Fastnachtsspiel von Hans Sachs.
Kant verurteilt es, „alles dem Leisten scholastischer unfruchtbarer Abstraktion an(zu)passen“. 1889 heißt es bei J. Stinde in ‚Frau Buchholz im Orient‘ (S. 83): „Alle Art ihrer Musik geht nach demselben Leisten.“ In positiver Bedeutung verwendet Goethe den Leisten als Bild des Maßes und der maßvollen Beschränkung:

Niemand will ein Schuster sein,
Jedermann ein Dichter,
Alle kommen sie gerennt,
Möchtens gerne treiben;
Doch wer keinen Leisten kennt,
Wird ein Pfuscher bleiben.

Von dem ungewöhnlichen Menschen verlangt der Volksmund: *‚Man muß ihn über einen anderen Leisten schlagen‘*, d. h. man darf ihn nicht mit dem ge-

wöhnlichen Maß messen. *‚Man muß ihn auf den Leist spannen'* heißt dagegen: man muß ihm eine Lehre erteilen, ihn in die Kur nehmen. Sehr alt ist die Redensart: *‚wissen, wo einen der Schuh drücket':* das heimliche Übel kennen, es selbst am besten wissen, was einem fehlt. Plutarch berichtet in seinem ‚Coniugalia praecepta', C. 22, ein römischer Konsul habe auf die Frage und Vorwürfe seiner Freunde, weshalb er sich von seiner schönen und keuschen Frau scheiden ließe, seinen Schuh vorgestreckt und geantwortet: „Auch dieser Schuh ist schön und neu, es weiß aber niemand, wo er mich drückt" (Lat. „nemo scit praeter me ubi me soccus premat"). Die Redensart hat sich sehr weit verbreitet, Seb. Franck verzeichnet sie bereits in seiner Sprichwörtersammlung (I, 84 b). Auch der Schuhmacher muß erfahren, wo der Schuh drückt, um helfen zu können, daher die Wendung: *‚Wo drückt der Schuh?'* Ebenfalls auf den zu engen Schuh bezieht sich die Drohung: *‚Ich will ihm ein Paar Schuhe anmessen, in denen er übel (nicht) tanzen kann.'* Die Redensart: *‚etwas an den Schuhen abgelaufen haben':* etwas aus eigener Erfahrung wissen, bezieht sich wohl auch auf die Wanderschaft der Gesellen, bei der sie Wissenswertes aus ihrem Beruf hinzulernten. *‚Umgekehrt wird ein Schuh daraus'* sagt man im Scherz, wenn einer etwas gerade auf die entgegengesetzte Weise anfängt, als es richtig wäre. So könnte der Meister zu seinem Lehrling gesprochen haben, der das Leder verkehrt anfaßte. Beim Nähen der versteckten Nähte im Innern wurde der Schuh tatsächlich gewendet, d. h. nach den ersten Nähten auf der Rückseite des Leders mußte der Schuh umgekehrt werden, wenn etwas daraus werden sollte. Luther verwendet die Redensart bereits übertragen: „Kehren aber den schuch umb, und lehren uns das gesetz nach dem evangelio, und den zorn nach der gnade" (Briefe, hrsg. v. Seidemann, V, 154).

17. Redensarten vom Weber

Zahlreiche Redensarten sind von der Tätigkeit des Spinnens oder Webens abgeleitet, z. B. *‚seinen Faden spinnen':* auf seine Weise dahinleben; *‚einen guten Faden spinnen':* eine Sache gut ins Werk setzen; *‚kein gutes Garn miteinander spinnen':* sich schlecht vertragen; *‚keine (gute) Seide bei etwas spinnen':* keinen Nutzen davon haben. Diese Wendungen sind leicht verständlich, anders steht es jedoch mit einigen Redensarten aus der Fachsprache der Weber:
‚Eine Sache anzetteln': etwas ins Werk setzen, vorbereiten, anstiften, eigentlich: am Webstuhl den Anfang eines Gewebes herrichten, Fäden spannen, wobei ‚Zettel' die Längsfäden des Gewebes genannt werden. Wie die Ausdrücke ‚etwas anspinnen', ‚Hirngespinst' und ‚Lügengewebe' ist ‚anzetteln' früh in den bildlichen Gebrauch übergegangen und wurde zunächst im guten wie im schlechten Sinne übertragen gebraucht, z. B. bei Maaler 1561: „Krieg und

Hader, Heil anzetteln." Heute wird es nur noch im schlechten Sinn für das Anstiften von Komplotten und Intrigen verwendet.

‚Etwas in Schuß bringen': eine Sache kräftig vorwärtsbringen, ordnungsgemäß herrichten, reparieren. Bei dieser Redensart ist zunächst an ein Geschütz zu denken, das zum Abschuß vorbereitet wird, wahrscheinlich besteht aber auch ein Zusammenhang mit der Weberei und der Einrichtung des Webstuhls, da ‚Schuß' auch die Bezeichnung für die Querfäden des Gewebes ist.

‚Es geht zu Faden': es geht tüchtig voran, auch: es geht heiß her bei einem Streite, es geht hoch her bei einem Fest. Die Redensart bedeutet ursprünglich: am Webstuhl die Kette einrichten.

‚Hundshaare einmengen': betrügen, eigentlich: den Stoff, den man für reine Wolle verkauft, durch Einmischung von Hundshaaren schlechter machen. Luther gebraucht die Wendung bereits in seinen ‚Tischreden' (479 a): „Allerley Hundshaare mit hineinhacken" in der Bedeutung: etwas verderben, verschlimmern.

‚Keinen guten Faden an etwas (jemandem) lassen': nur Negatives feststellen, überaus streng urteilen. Diese Wendung steht in Zusammenhang mit der Redensart: *‚etwas nach Strich und Faden untersuchen':* sehr genau prüfen. Beide Redensarten stammen aus der Zunftsprache der Weber. Das Meisterstück der Gesellen war ‚nach Strich und Faden' zu begutachten, d. h. woraus und wie es gewebt war. Fiel das Urteil negativ aus, ließ man ‚keinen guten Faden' an dem Stoff, man stellte die ‚Webfehler' fest. Die Wendung *‚einen Webfehler haben':* nicht ganz bei Verstand sein, ist in dieser Bedeutung erst um 1900 für Berlin bezeugt.

18. Redensarten vom Zimmermann

Die Verspottung der Handwerker bezieht sich auch auf die Zimmerleute und das bekanntlich langsame Voranschreiten der Bauarbeiten. In einem Spruch heißt es deshalb:

Der Zimmermann und Maurer
Sind beide rechte Laurer;
Ehe sie essen, messen und sich besinnen,
So ist die Zeit und der Tag von hinnen.

‚Das hast du wohl mit dem Zimmermannsbleistift gemacht?' fragt man scherzhaft, wenn etwas sehr ungenau ist; mit Bezug auf den dicken Stift, den der Zimmermann zum Anzeichnen der Balken benützt. Ähnlich sagt man: *‚Auf ein Zimmermannshaar kommt es nicht an!':* auf Genauigkeit wird kein Wert gelegt. Als ‚Zimmermannshaar' bezeichnet man die Entfernung, die der Zimmermann mit seiner Axt erreichen kann.

‚Das Brett bohren, wo es am dünnsten ist‘: sich eine Sache leicht machen; eine Sache da angreifen, wo sie am günstigsten zu bewältigen ist. Ähnlich sagt man auch: *‚nicht gern hartes Holz bohren‘:* sich nicht gern viel Mühe machen. Die Wendungen sind häufig belegt, schon Luther sagt in den ‚Tischreden‘: „man boret nicht gern durch dicke brete.“ Christoph Lehmann schreibt in seinem ‚Florilegium politicum‘ von 1639 (S. 40): „Wer sieben vor vngrad kan zehlen, der schneidt die Port am dünnsten Ort. Vnd läßt die grobe Port den Zimmermann bohren.“ Umgangssprachlich nennen wir auch einen Schüler, der sich gern die Arbeit erleichtert, einen ‚Dünnbrettbohrer‘. Die Mundarten kennen ähnliche Wendungen in positiver Bedeutung; z. B. schwäbisch: *‚Brettle bohre‘:* sich anstrengen, intensiv arbeiten, oder: *‚Hartholz bohren‘:* schwere Arbeit tun.

‚Über die Schnur hauen‘: übertreiben, zu weit gehen, das rechte Maß überschreiten. Die Redensart bezieht sich ursprünglich auf die Schnur, die ein Zimmermann spannt, um einen Balken gerade zu behauen. Um die Schnur nicht zu beschädigen, wird sie mit Kreide eingefärbt und senkrecht auf das zu bearbeitende Holz abgeschnellt. Schlägt der Zimmermann über diese Linie hinaus, verdirbt er unter Umständen den Balken, und doch muß er stets unmittelbar an der Schnur entlanghauen. Damit kennzeichnet die Redensart treffend, wie ein geringfügiges Hinausgehen über das zulässige Maß großen Schaden bewirken kann, damit erklärt sich auch die Wendung: *‚sich verhauen‘:* sich vertun, einen Fehler begehen.

Wolfram von Eschenbach verwendet die Redensart in seinem ‚Willehalm‘ (294) bereits in übertragener Bedeutung und beschreibt damit die Art, wie der Gegner ins Heer des Königs einzudringen sucht:

> Poydwîz al anders fuor:
> er kunde wênic nâch der snuor
> houwen nâch ir marke.

Luther gebraucht gern die Wendung: *‚über die Schnur fahren‘* im Sinne von sündigen, das rechte Maß überschreiten.

‚Einen schnüren‘ auch: *‚in die Schnur nehmen‘:* ihm Geld abnehmen, ihn in die Enge treiben. Diese Redensarten leiten sich von dem Handwerksbrauch der Maurer und Zimmerleute her, denjenigen, der den Bau zur Besichtigung betritt, mit der Meßschnur einzufangen und ihm ein Trinkgeld abzuverlangen.

Gerade die Zimmerleute haben viele Bräuche bewahrt, die bei anderen Handwerken längst ausgestorben sind. Durch ihre einheitliche Tracht bekunden sie auch auf der Wanderschaft ihre Zusammengehörigkeit und den Willen, dies nach außen zu dokumentieren. Beim Richtfest der Häuser sind auch noch

manchmal ihre alten Sprüche zu hören, mit denen sie das Haus übergeben und dem Bauherrn und seiner Familie Glück wünschen.
Es ließen sich noch viele Redensarten zu den einzelnen Handwerken anführen, z. B. zum Schlosser, Tischler usw., doch soll diese Übersicht mit dem Hinweis auf das lebendige Brauchtum der Zimmerleute geschlossen werden.

LITERATUR

Arbeit und Volksleben — Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg, hrsg. von Gerhard Heilfurth und Ingeborg Weber-Kellermann, Göttingen 1967

Anselm, Franz: Beruf und Arbeit in deutscher Erzählung. Ein literarisches Lexikon, Stuttgart 1956

Bausinger, Hermann: Müller und Mühle im Denken des Volkes, in: Schwäbische Heimat 12, 1961, S. 73–76

Bolte, Johannes: Handwerksleben auf Neuruppiner Bilderbogen, in: Brandenburgia 34, 1925, S. 43 ff.

Danckert, Werner: Unehrliche Leute. Die verfemten Berufe, Bern und München 1963

Eckart, Rudolf: Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, Göttingen 1900

Eidel, Monika: Schneiderlieder, in: Handbuch des Volksliedes I, in: Motive, Freiburger folkloristische Forschungen, Bd. I (München 1973)

Fischer, Wolfram: Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks. Selbstzeugnisse seit der Reformationszeit, Göttingen 1957

Gatz, C.: Das alte deutsche Handwerk, Essen 1934

Gleisberg, Hermann: Beiträge zu einer Volkskunde des Müllers und der Mühle, in: Dt. Jb. f. Vkde. 1, 1954, S. 157 ff.

Gleisberg, Hermann: Das kleine Mühlenbuch, Dresden 1956

Graff, Kurt: Lieder fahrender Gesellen, Uelzen 1955

Grosse, Siegfried: Die Mühle und der Müller im deutschen Volkslied, in: Jb. d. österr. Volksliedwerkes 11, 1962, S. 8–35

Gumbel, H.: Alte Handwerkerschwänke, Jena 1928

Handrick, E.: Müllersagen, Leipzig 1928

Heilfurth, Gerhard: Die Arbeit als kulturanthropologisch-volkskundliches Problem, in: Die Mitarbeit — Zeitschrift zur Gesellschafts- und Kulturpolitik, Jg. 14, H. 4, Heidelberg, Juli-August 1965

Hepding, Hugo: Zum Schneiderspott, in: Hess. Bl. f. Vkde. 39, 1941, S. 67

Heyne, Moriz: Das Altdeutsche Handwerk, Straßburg 1908

Husa, Václav, Josef Petráň und Alena Šubrtová: Homo faber, Praha 1967

Keller, Albrecht: Die Handwerker im Volkshumor, Leipzig 1912

Klenz, Heinrich: Schelten-Wörterbuch. Die Berufs-, besonders Handwerkerschelten und Verwandtes, Straßburg 1910

Knappert, A.: Handwerkspoesie und Gesellenwandern, in: Die deutsche Berufserziehung Ausg. A, Jg. 52, 1937, S. 193–195

König, Adolf: Unsere Leineweber. Volkskundlicher Beitrag nach Geschichte, Spruch und Lied, in: Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. des Jeschken- und Isergebirges 16, Reichenberg 1922, S. 20–23

Krebs, Friedrich: Die Fachsprache des Maurers in der Pfalz (= Fränkische Forschungen Heft 3), Erlangen 1934
Lecotté, Roger und André Desvallées: Métiers de tradition, Paris 1966
Lehnemann, W.: Standessprache und Geheimsprache, in: Der Deutschunterricht, Jg. 15, H. 1, 1963
Middelhoff, K.: Aus dem Brauchtum des rheinischen Handwerks, in: Rheinische Heimatpflege 9, 1937, S. 275–289
Miller, A.: Schuster und Schneider im Volksmund, in: Bayer. Wochenschrift für Pflege von Heimat und Volkstum 7, 1929, S. 373–378
Mummenhoff, Ernst: Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit (= Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Bd. VIII), Leipzig 1901
Otto, Eduard: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung, 4. Aufl. Leipzig und Berlin 1913
Perlick, Alfons: Der Handwerker in der oberschlesischen Volkskunde, in: Der Oberschlesier 13, Oppeln 1931, S. 636 ff.; separat als Bd. 3 der Schriftenreihe der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde, Oppeln 1932
Ploss, Emil: Zur Fachsprache der deutschen Färber im Spätmittelalter, in: Jahrbuch des Marburger Universitätsbundes 1963, S. 365—373
Peuckert, Will-Erich: Volkskunde des Proletariats I, Frankfurt 1931
Röhrich, Lutz u. Rolf W. Brednich: Deutsche Volkslieder, Bd. 2, Düsseldorf 1967, S. 163–335
Rowald, Paul: Brauch, Spruch und Lied der Bauleute, Hannover 1892
Ruben, R.: Die Mühle – älteste Maschine der Menschheit, Berlin 1952
Rumpf, Karl: Vom „ehrsamen" Handwerk und den „löblichen" Gesellenbruderschaften. Werden und Wesen der Zünfte, Bruderschaften und deren Herbergen vornehmlich in Hessen, in: Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 55, 1964, S. 59 bis 108
Rumpf, Max: Deutsches Handwerkerleben und der Aufstieg der Stadt, Stuttgart 1955
Salditt, Barbara: Der Schneider und die Geiß im Volksmunde bis zum 17. Jahrhundert, in: Hess. Bl. f. Vkde. 30/31, 1932, S. 88–105
Schade, Oskar: Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied, in: Weimarisches Jb. f. dt. Sprache, Literatur und Kunst 4, 1856, S. 241–344
Schade, Oskar: Deutsche Handwerkslieder, Leipzig 1865
Sieber, S.: Die Handwerker in der Volkskunde, in: Zs. f. dt. Unterricht 28, 1914, S. 185 ff.
Stadelmann, Rudolf, und Wolfram Fischer: Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800, 1955
Steinitz, Wolfgang: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, 2 Bde., Berlin 1954 und 1962
Wehrhan, K.: Mit Gunst! Sitten, Bräuche und Feste des deutschen Handwerks (= Hilgers illustr. Volksbücher 113), 1909
Weiß, Eugen: Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute, Jena o. J.
Wiener, Oskar: Das deutsche Handwerkerlied, Prag 1907
Wissell, Rudolf: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, 2 Bde., Berlin 1929
Wolf, Herbert: Studien zur deutschen Bergmannssprache des 16.–20. Jahrhunderts (= Mitteldeutsche Forschungen Bd. 11), Tübingen 1958
Zunker, Ernst: Die volkskundliche Erfassung des Handarbeiterstandes, in: Form und Geist, Arbeiten zur germanischen Philologie, Bd. 32, Leipzig 1934